

**Martin Auer**  
**Das Kloster der Erleuchteten**  
**oder**  
**Kleines Handbuch**  
**der anarchistischen Mystik**

Martin Auer  
Das Kloster der Erleuchteten  
oder  
Kleines Handbuch  
der anarchistischen Mystik

Copyright © 1993 Martin Auer  
[www.martinauer.net](http://www.martinauer.net)

Heiligen kniete er nieder, legte seinen Kopf vor ihm in den Staub, ergriff mit beiden Händen seinen Fuß und setzte sich diesen auf den Kopf.

Dann erhob er sich wieder und sprach zu seinen Jüngern:

„Wahrlich, ihr habt mir eine ernsthafte Frage gestellt, und ich will sie euch ernsthaft beantworten. Wie kommt es, fragt ihr, dass ich den einen Lu wie einen Teufel verachte und den anderen Lu wie einen Heiligen verehere, wo sie doch beide huren und saufen und sündigen in einem fort?“

Doch seht sie euch an: dieser hier sündigt, weil er das Böse will. Er sündigt, weil er sich selber hasst, er tötet jeden Tag sein Gewissen. Er säuft den Wein, um sich zu erniedrigen, er schwängert die Jungfrauen, um ihre Unschuld zu zerstören, er singt schweinische Lieder, um unser Ohr zu kränken.

Nun aber seht euch diesen an: Dieser hier weiß nichts von Sünde, er säuft den Wein, wie ein Kind an der Mutterbrust saugt, er schwängert die Jungfrauen, wie der Wind die Blüten bestäubt, er singt die schweinishsten Lieder, wie eine Nachtigall ihre Weisen pfeift. Er ist völlig eins mit der Sünde, und darum ist sie bei ihm wie Reinheit und Unschuld.

Ich hoffe, ihr versteht“.

Lange schwiegen die zweitausend Schüler im Klosterhof und meditierten über das Gesagte. Dann wagte es einer, aufzustehen und vor den Meister zu treten. Und nach dreimaliger Verbeugung fragte er also:

„Meister, wenn es möglich ist, dass der Eine im Eins-Sein ist, weil er mit der Sünde im Eins ist, so muss doch der andere, der

*Auf dem Planeten Mittag  
im System Puuhpuubl zwo  
bingen wir in Willies Kantine  
mit den Helmen auf den Knien.  
Und wir schlürften unser C70  
ohne Verdünnung.*

*Auf dem Planeten Mittag  
in Willies Kantine  
sagte selten mehr jemand ein Wort  
und nur manchmal verschwand einer kurz  
in Willies defektem Sexodrom,  
für das nur mehr eine Diskette da war,  
und die war irgendwie verkratzt.  
Es konnte passieren,  
dass du kurz vorm Abgang  
statt Organda mit dem Saugemund  
einen Orang Utan vor dir hattest,  
was auch nicht schlecht war,  
oder den eigenen Opa.*

*Willie sagte, dass an dieser Stelle  
nur aus einem rauskam,  
was in einem drin war,  
was den meisten ziemlich egal war.*

*Auf dem Planeten Mittag  
im System Puuhpuubl zwo  
verließ man Willies Kantine nicht mehr.  
Denn durch irgend einen Fehler im Kosmos  
war im ganzen System Puuhpuubl zwo  
die Zeit stehen geblieben,  
nur ausgerechnet in Willies Kantine nicht.*

*Oder zumindest glaubten wir das.*

## Der Sünder und der Heilige

Im dreiundzwanzigsten Jahrhundert, in der ausklingenden Altzeit, lehrte in einem Erleuchteten-Kloster auf der Erde der Meister Deng Dsö-Ling, auch genannt der Dreizehnte Buddha oder der Meister des Eins-Seins.<sup>1</sup> Unter den zweitausend Mönchen, die bei ihm studierten, waren auch zwei Brüder Lu, von denen er den einen wie einen Heiligen verehrte, den anderen aber wie einen Teufel verabscheute.

„Wie kann das sein?“ fragten ihn eines Tages einige seiner Schüler. „Wie kann es sein, dass du den einen Lu wie einen Heiligen verehrst und den anderen wie einen Teufel verabscheust? Beide gleichen sich doch wie ein Ei dem anderen, beide sündigen in einem fort, huren und saufen und brechen die Klosterregeln, schlafen in den Tag hinein, fressen sich voll wie die Hunde und singen unzüchtige Lieder! Wie kannst du den einen verehren und den anderen verachten?“

Lange schwieg der Meister, dann sagte er: „Gebt mir drei Tage Zeit, dann will ich eure Frage beantworten“.

Die Jünger zogen sich zurück, und der Meister fastete und betete drei Tage lang. Dann rief er seine Schüler wieder zu sich. Er ließ alle zweitausend sich im Klosterhof versammeln und begann seine Lehrpredigt, indem er die beiden Brüder Lu zu sich rief. Lu dem Bösen versetzte er einige Stockschläge, aber vor Lu dem

---

<sup>1</sup>Deng Dsö-Ling, genannt der dreizehnte Buddha, ist nicht zu verwechseln mit Bhin Dhu, dem dreizehnten Abt des Klosters. Von Deng Dsö-Ling ist nicht bekannt, der wievielte Abt er war. Seine Figur ist noch etwas weniger greifbar als die der meisten anderen Äbte.

„Das Kloster der Erleuchteten“, sagte Popol der Alte, an seinem Röhrchen saugend, „klar, ich habe es auch einmal gesucht. Genau genommen mein ganzes Leben lang. Ich bin nur deswegen Raumfahrer geworden, um es suchen zu können. Ich wollte von dieser ganzen aberwitzigen, größtenwahnsinnigen Welt nichts wissen, mit ihrer monströsen Technik, ihrem Geldwahn, wo jeder seinem Nächsten der schärfste Konkurrent ist. Wo alle verrückt danach sind zu schachern und durch die Galaxis zu flitzen, um Marktanteile zu erobern und Rohstoffquellen zu erschließen.“

Ich bin in den Raum gegangen, um aus all dem rauszukommen. Zuerst musste ich freilich ein guter Pilot werden, ein verdammt guter, um an die wirklich guten Jobs heranzukommen, die mich weit hinausbringen würden in den Raum. In unserm Beruf darfst du nie den Anschluss verlieren, musst immer auf dem letzten Stand sein. Es drängen so viele Junge nach. Dann musste ich Scout werden, um meine Reiseziele selber bestimmen zu können. Also habe Ökonomik studiert und bin der gerissenste Schacherer zwischen Sol und Aldebaran geworden. Ich habe mit allem gehandelt: mit veredelten Viren von Alpha Centauri, mit arkturischen Gehirnzellenkulturen, mit Sonnenkraftwerken, mit virtuellen ethischen Systemen, mit C70... Ich war der Beste, der Schärfste, die Konkurrenz hatte gegen mich keine Chance. Ich war geboren, um zu schachern und durch die Galaxis zu flitzen, um Marktanteile zu erobern und Rohstoffquellen zu erschließen.

nicht im Eins-Sein ist, doch wiederum im Eins sein mit diesem Nicht-im-Eins-Sein. So wäre er doch, auf der nächsten Stufe, ebenfalls im Eins-Sein. Ist es so, Meister, oder irre ich?“

„Gebt mit drei Tage Zeit“, sprach der Meister, „dann will ich euch antworten“.

Und wieder zogen sich die Schüler zurück, und wieder fastete und betete der Meister drei Tage lang. Dann rief er die Schüler zu sich und begann seine Lehrrede.

Diesmal war seine Rede noch kürzer als sonst. Er sagte nur: „Im Eins sein durch Eins-Sein mit der Sünde ist gut. Im Eins sein durch Eins-Sein mit dem Nicht-im-Eins-Sein ist schlecht.“

Lange schwiegen die Schüler und meditierten. Doch dann wagte sich einer vor, verneigte sich dreimal und fragte: „Warum?“

Und der Meister sagte: „Ich weiß es, denn ich fühle es!“

Der Schüler verneigte sich wieder dreimal und fragte: „Auf Grund wessen fühlt ihr es?“

Da sagte der Meister: „Ich fühle es. Der eine ist mir sympathisch, der andere aber ist mir unsympathisch.“

Da entstand ein langes Schweigen unter den Schülern.

Lange saßen sie da im Klosterhof und meditierten über die Antwort des Meisters. Dann sagte der Schüler, der zuerst gesprochen hatte: „Meister, so wären wir wieder am Anfang. Unsere Frage war doch: Warum ist der eine dir sympathisch, der andere aber nicht?“

Da sagte der Meister wieder: „Gebt mir drei Tage Zeit, dann will ich eure Frage beantworten.“

Die Schüler zogen sich zurück, und wieder fastete und betete der Meister drei Tage lang. Dann rief er die Schüler zu sich.

„Ihr habt mir eine ernsthafte Frage gestellt, und ich will sie euch ernsthaft beantworten. Ihr wollt wissen, woher mir das Wissen kommt, dass das Sündigen des einen Lu heilig, das des anderen verbrecherisch ist. Ich sagte euch, dass der eine im Eins-Sein sei, der andere nicht. Ihr argumentiert, dass auch der andere im Eins-Sein sei, nämlich durch Eins-Sein mit dem Nicht-im-Eins-Sein. Ich sagte euch, dass das eine gut sei und das andere böse. Ihr wolltet wissen, woher mir dieses Wissen komme. Ich sagte euch, ich fühle es, denn der eine sei mir sympathisch und der andere nicht. Nun wolltet ihr wissen, zuallerletzt, woher mir diese Eingebung komme. Nun, ich will es euch sagen:

Ich habe gefastet und gebetet, und dabei ist mir in den Sinn gekommen, warum mir der eine Lu unsympathisch ist, der andere aber sympathisch: vor dem einen ekelt mich, vor dem anderen aber nicht. Der Böse Lu säuft, und der Gute Lu säuft auch. Der Böse Lu säuft, bis er unter dem Tisch liegt und kotzt. Er schläft in seiner eigenen Kotze ein. Und deswegen ekelt mich vor ihm. Der andere Lu aber: Ich habe ihn schon saufen sehen, bis er sich selbst nicht mehr kannte, ich habe ihn saufen sehen, bis er seine eigene Mutter verführen wollte, ich habe ihn Fässer saufen sehen und ich habe ihn Tonnen saufen sehen.

Aber noch nie, noch nie habe ich gesehen, dass er kotzt. Und da denke ich, meine Brüder: Wer so saufen kann, muss vom Buddha begradet sein!“

Und damit schloss Deng Dsö-Ling seine Lehrrede und schickte seine Schüler zur Gartenarbeit.

## Wo diese Geschichten erzählt wurden

Diese Geschichten wurden in einer altmodische Raumhafen-Cafeteria erzählt, wie sie überall in der Galaxis zu finden sind. Etwas schmutzlig, von fahlem Neonlicht erhellt und vollkommen aus Aluminium und anthrazitfarbenem rutschfestem Plastik.

Schachbrettartig wechselten Bereiche aus Reihen von körpergeformten Ruheliegen (freilich war schwer zu sagen, für die Körper *welcher* galaktischen Rasse die Liegen geformt waren) mit Bereichen von Tischen (Alu) und Stühlen (rutschfestes Plastik), die fest mit dem Boden (rutschfestes Plastik) verbunden waren. In den niedrigen Trennwänden zwischen den Tischen, die eine Struktur von Nischen bildeten, in denen keinerlei Intimität oder Abgeschlossenheit zu finden war, befanden sich kleine Klappen, aus denen man sich, ohne von seinem Sitz aufzustehen, die Dosen mit dem C70 holen konnte. Und das Ganze erstreckte sich über ungefähr zehn Quadratkilometer.

In einer dieser Nischen hockten - für Meilen die einzigen sichtbaren Lebewesen - Popol der Alte, Kurzbein, Blechschädel und der junge Wladimir zusammen, vier arbeitslose Raumpiloten, die hier gegen jede Vernunft auf Heuer warteten, und vertrieben sich die Stunden und Tage mit Erzählungen.

Sprünge und würden so eine kontinuierliche, andauernde Schwerelosigkeit erreichen.

Eine kleine Zahl der Mönche trauerte aber insgeheim doch dem zweiten Abt nach. In seiner Amtszeit hatte das Kloster immerhin elf Olympiasieger und neun Weltmeister in verschiedenen Sprungdisziplinen gestellt, von denen einige später auch noch schöne Karrieren in der Werbung machten.“

### **Rat für Liebende**

Zu Bhin Dhu, dem dreizehnten Meister des Klosters der Erleuchteten, kam eines Tages ein Schüler mit der Eröffnung, er wolle das Kloster verlassen, denn er habe sich verliebt und wolle nun lieber den irdischen Pfad der Erlösung beschreiten.

„Es ist gut, mein Sohn“, sprach der dreizehnte Meister und entließ den Schüler freundlich.

Doch gleich darauf kam der Schüler zurück, mit der Geliebten an der Hand, und beide fielen hin vor den Meister und der Schüler sprach: „Segne uns, Meister, und gib uns deinen Rat, damit unsere Liebe stark bleibt. Denn so groß sie auch ist, so fürchten wir doch, dass sie wie bei so vielen einst verlöschen könnte, und unsere Ehe dann nur mehr das kalte Grab ihres stinkenden Leichnams sein würde. Was müssen wir tun, wie viel dürfen wir voneinander verlangen, wie sehr dürfen wir einander belasten, dass nicht eins dem andern zum Ekel wird?“

Eines Tages ist es mir wieder eingefallen. Ich hatte das alles doch begonnen, um eines Tages zur großen Suche aufbrechen zu können...“

Popol der Alte schaute in die Gesichter seiner beiden Kumpane, um zu sehen, ob die Botschaft bei ihnen angekommen war. Kurzbein war halb unter den Tisch gerutscht und schnarchte. Blechschädel hatte die Augen nach innen gedreht und betrachtete irgendwelche Visionen, die ihm das C70 in den Schädel sprudelte. Der junge Wladimir manikürte sich die Nägel.

„Na ja“, murmelte Popol der Alte, „wahrscheinlich existiert es gar nicht, das Kloster der Erleuchteten, und wenn es existiert, dann ist es ein Schwindelunternehmen von ein paar cleveren Gurus, die sich auf Kosten ihrer Jünger ein feines Leben machen, und wenn es kein Schwindelunternehmen ist, dann ist es jedenfalls ganz etwas anderes, als wir uns darunter vorstellen.

Was glaubt ihr, wie viele Typen wie wir überall im Raum herumsitzen und sich Geschichten erzählen, Geschichten, die von irgendwoher kommen und die keiner nachprüfen kann...“

### **Hüpfen**

„Hüpfen“, erzählte Popol der Alte, „hüpfen war angeblich die Lieblingsbeschäftigung des ersten Abtes. Er hüpfte von früh bis spät. Er bewegte sich kaum jemals anders vorwärts als beidbeinig hüpfend. Er hoppelte wie ein Hase in einer langen Soutane

durchs Kloster und durchs Leben. Und er unterwies seine Schüler im Hüpfen. In den ersten Jahrzehnten des Klosters wurde dort praktisch nur gesprungen und gehüpft.

Der erste Abt hielt das Hüpfen für *die* grundlegende Meditationsübung.

„Hüpfe in die Höhe“, sagte er, „und konzentriere dich auf die Bewegung. Das ist die erste Übung. Fühle, wie du steigst, erst schnell, dann immer langsamer. Dann bleibst du in der Luft stehen, einen Moment lang nur, einen Augenblick, eine unendlich kurze Zeit. Und dann fällst du wieder, erst langsam, dann immer schneller, bis der Erdboden deinen Fall aufhält. Und nun konzentriere dich auf den Punkt des Stillstands, auf den Augenblick der Schwerelosigkeit. Dieser Augenblick hat keine Ausdehnung in der Zeit, er ist unendlich kurz. Ebenso wie der Punkt des Stillstands - auf den Schwerpunkt deines Körpers bezogen - keine Ausdehnung im Raum hat, unendlich klein ist. Von den unendlich vielen Punkten, die du auf deiner Reise durch den Raum durchquerst, ist dieser Punkt einzigartig. Von den unendlich vielen Augenblicken, die deine Reise währt, ist dieser Augenblick der Schwerelosigkeit einzigartig. Darum lässt sich dieser Punkt, darum lässt sich dieser Augenblick leichter wahrnehmen als irgendein anderer, x-beliebiger Punkt des Raumes, als irgendein anderer, x-beliebiger Augenblick der Zeit. Darum: sobald es dir gelingt, die absolute Schwerelosigkeit deines Körpers wahrzunehmen, den Zeitpunkt, in dem du weder steigst noch fällst, sobald dir das gelingt, hast du den *Augenblick*

wahrgenommen. Den Augenblick aber wahrzunehmen, den einzelnen, isolierten, unendlich kurzen Augenblick, ist die erste Stufe zum Wahrnehmen der Ewigkeit“.

Unter dem zweiten Abt hätte man das Kloster eher für ein Trainingslager eines Leichtathletikvereins halten können als für ein Kloster der Erleuchtung. Alles, was mit Springen und Hüpfen zu tun hatte, wurde dort betrieben: Hochsprung, Weitsprung, Hürdenlauf, Turmspringen, Ein-Meterbrett, Dreimeterbrett, Stabhochsprung, Seilspringen...

Erst der dritte Abt machte mit diesem Unfug Schluss. Er erklärte jede Art zu hüpfen für weltlich und der Erleuchtung nicht dienlich, außer dem beidbeinigen, senkrechten Hüpfen in die Höhe. Insbesondere die sogenannten ‚Abwärtssprünge‘, (also das Turmspringen und so weiter) wurden als verwerfliche Irrlehre gebrandmarkt. Nur das Hochspringen würde ja zu dem Punkt des absoluten Stillstands führen. Sprünge über einem halben Meter wurden auch nur Novizen gestattet, die ja noch länger brauchten, um sich auf den Moment des Stillstands einzustimmen. Mönche, die das Gelübde abgelegt hatten, mussten sich mit niedrigeren Sprüngen begnügen. Schließlich dauert der Augenblick der Schwerelosigkeit auch bei einem Fünfundzweigmetersprung nicht länger oder kürzer als bei einem Zweigmetersprung.

Zu guter Letzt kam es soweit, dass ältere und gesetztere Mönche nur mehr auf den Zehen wippten, oder gar stillstanden und behaupteten, sie machten unendlich viele unendlich niedrige

die der zweiten Seite ein Viertel eines Zentimeters, die der dritten ein Achtel, der vierten ein Sechzehntel, der fünften ein Zwei- unddreißigstel und so weiter. Auf jeder Seite ist ein Faktum über die Welt verzeichnet. Wie ihr leicht erkennen könnt, haben alle Fakten der Welt in diesem Buch Platz, denn die Welt ist unendlich groß und das Buch hat unendlich viele Seiten. Der Weg zur Erlösung steht auf der Vorderseite des letzten Blattes beschrieben.“

Die Schüler meditierten lange über diesem Koan, dann diskutierten sie darüber. Schließlich gerieten sie in Verzweiflung. „Wie schnell wir auch lesen“, sagten sie, „niemals werden wir dieses Buch zu Ende lesen. Und wenn wir auch die erste Hälfte des Buches überspringen, haben wir immer noch unendlich viele Seiten vor uns. Selbst wenn wir die ersten drei Viertel, selbst wenn wir die ersten 999 Tausendstel überspringen, ja die ersten 999 999 Millionstel, haben wir immer noch unendlich viele Seiten vor uns. Wir könnten das Buch von hinten aufschlagen. Doch wie sollen wir das letzte Blatt umblättern, das ja unendlich dünn sein muss? Wie fein wir unseren Daumennagel auch zufeilen mögen, um ihn zwischen die Seiten zu schieben, wir werden irgendwo *vor* der letzten Seite landen. Egal, welche Seite wir aufschlagen, wir haben unendlich viele Seiten vor uns.“

„Nein“, sagten die Schüler, „wenn das Buch wirklich so beschaffen ist, wie der Meister es uns beschrieben hat, dann kann niemand jemals darin lesen, wie der Weg zur Erlösung aussieht.“

Da legte der Meister den beiden seine Hände auf die Köpfe. Und dies war sein Spruch:

„Fordre das höchste Opfer  
vom geliebten Wesen,  
das Leben,  
die ewige Seligkeit...“

Aber geh ihm um Himmels Willen  
nicht auf die Nerven!“

## Die Sprache der Tiere

„Ich kannte mal einen, der behauptete, dort gewesen zu sein, im Kloster. Er sagte, er sei nach drei Jahren gegangen, weil es ihm zu langweilig geworden wäre. Wahrscheinlich haben sie ihn in Wirklichkeit rausgeschmissen. Wenn er nicht überhaupt ein Flunkerer war. Er hat mir eine Geschichte erzählt, die angeblich unter den Schülern des Klosters kursierte:

Ein junger Magier hatte den heißen Wunsch, die Sprache der Vögel, des Viehs und der Fische zu verstehen. Er ging zu einem alten Zauberer, um diese Kunst zu erlernen, und der schickte ihn aus, eine weiße Schlange zu suchen. Diese sollte er braten und essen, dann würde er die Sprache aller Tiere verstehen. Der Adept suchte die weiße Schlange auf den Gipfeln und in Schluchten, auf dem Grund tiefer Seen, auf einsamen Inseln im

Meer, in Wüsten und Steppen, im ewigen Eis beider Pole und in den Feuerschlünden der Vulkane. Schließlich, als er schon weit über sechzig war, besuchte er eines Tages das Dorf seiner Jugend, auf dessen Friedhof seine Eltern begraben lagen.

Und dort, unter dem umgestürzten Grabstein seiner Mutter, fand er, wofür er seine Jugend und seine Mannesjahre geopfert hatte: die weiße Schlange.

Er fing sie, schlug ihr den Kopf ab und briet sie. Als er sie gegessen hatte, verstand er die Sprache des Viehs, der Vögel und der Fische, auch der Käfer und Würmer, der Krabben und Quallen und Seesterne, sogar der Amöben, Pantoffeltierchen und Gonokokken.

Doch wo immer er hinkam, hörte er stets nur: „Pst, Maul halten! Da kommt dieser alte Spanner schon wieder!“

### **Das Ich**

Um seine Schüler zu Gedanken über das „Ich“ anzuregen, dichtete Bhin Dhu die folgenden Verse:

Wo bleibt die Faust,  
wenn du die Finger öffnest?  
Wo bleibt der Tanz,  
wenn spät die Tänzer heimgehn?  
Wo bleibt die Welle,  
wenn sie sich am Strand  
gebrochen hat?

Das Wasser ist noch da,  
die Tänzer sind noch da,  
die Finger sind noch da.

Ist es dieselbe Welle,  
die ständig wiederkehrt?  
Ist es derselbe Tanz,  
der neu getanzt wird?  
Ist es dieselbe Faust,  
wenn sich die Finger wieder schließen?

### **Der Apfel**

Um seinen Schülern einmal eine leichtere Aufgabe zu stellen, dichtete der fünfzehnte Abt folgende Verse:

Ist ein Apfel süß, der nicht gegessen wird?  
Ist ein Weg lang, der nicht durchmessen wird?  
Ist eine Arbeit schwer, die nicht gemacht wird?  
Ist ein Gedanke klug, der nicht gedacht wird?

### **Das Buch des Wissens**

Der vierte Abt lehrte:

„Das Buch des Wissens ist genau einen Zentimeter stark. Das ist nicht sehr viel, werdet ihr sagen. Also hört weiter: die Dicke der ersten Seite des Buches beträgt die Hälfte eines Zentimeters,

Ich vermaß alles, was in meiner Welt eine Rolle spielte: meinen eigenen Körper, meine Tiere, Gräser, Bäume, Sträucher, meine Hütte, und hoffte so, hinter das Geheimnis der Dinge zu kommen.

Die Geometer sahen mir mit belustigtem Lächeln zu. Ich fragte sie nach der Höhe der Berge, der Länge der Flüsse, nach der Weite des Meeres, von dem ich gehört hatte. Zitternd fragte ich sie schließlich nach der Größe der Welt. Sie mussten mir erst erklären, was eine Million war, bevor ich begreifen konnte, dass eine Schnur, die rund um die Erde ging, vier Millionen Meter lang sein müsste.

Ich befestigte die Meterschnur so an meinen Schuhen, dass sie mir eine Schrittlänge von genau einem Meter erlaubte. So maß ich einen Weg von tausend Metern ab, und versuchte dann, in Gedanken diesen Weg zu vertausendfachen und noch einmal zu vervierfachen. Ich war überwältigt. Doch dann berechnete ich, dass es möglich sein musste, in bloß tausend Tagen die Welt zu Fuß zu umrunden. Das waren weniger als drei Jahre. Da schien mir die Welt wieder klein zu sein.

„Ist die Welt groß, oder ist sie klein?“ fragte ich die Geometer.

Sie lachten. „Wir haben dir doch erklärt, wie groß sie ist: sie hat einen Umfang von genau vier Millionen Metern!“

„Ja“, sagte ich zögernd, „aber ist das viel, oder ist das wenig? Wie lang *ist* denn ein Meter?“

Denn eine letzte Seite kann es darin gar nicht geben, genauso wenig, wie es eine höchste Zahl gibt.“

Traurig gingen die Schüler an diesem Abend auseinander und in ihre Zellen.

## **Der Erleuchtete**

Am nächsten Tag meldete sich ein Schüler und sagte: „Als der Erleuchtete das Buch des Wissens in die Hände nahm, las er eine halbe Stunde lang die erste Seite. Dann las er eine Viertelstunde lang die zweite Seite. Für die dritte Seite benötigte er ein Achtel einer Stunde, für die vierte Seite ein Sechzehntel, für die fünfte ein Zweiunddreißigstel und so weiter. Er las unendlich viele Seiten und keine davon war die letzte. Und doch hatte er, als eine Stunde um war, das ganze Buch gelesen, wusste jedes Ding in der Welt und auch den Weg zur Erlösung.“

Der Meister trat vor den Schüler und verneigte sich dreimal vor ihm.

## **Fernsehen**

Der achte Abt erzählte:

„Im Fernsehen habe ich eine Sendung gesehen, in der aufgezeigt wurde, wie manipulative Medien gerade dadurch ihren wahren Charakter verschleiern und den Eindruck von Glaubwürdigkeit

zu erwecken versuchen, dass sie aufzeigen, wie manipulative Medien gerade dadurch ihren wahren Charakter verschleiern und den Eindruck von Glaubwürdigkeit zu erwecken versuchen, dass sie aufzeigen, wie manipulative Medien gerade dadurch...“

Der Vortrag soll zwei Stunden gedauert haben, und nur wenige Schüler konnten ihm bis zum Ende folgen.

## **Entspannung**

Der dreizehnte Abt hatte nicht viel übrig für die Entspannungsübungen, die von manchen Meistern vor den Beginn der eigentlichen Meditation gestellt werden.

„Sieh sie dir an!“ pflegte er zu spotten. „Krampfhaft bemühen sie sich, sich zu entspannen!“

## **Das Seiende**

Yu Di, der neunzehnte Abt, war Hirte gewesen, bevor er ins Kloster gekommen war, und hatte sein Leben bis zu seinem neununddreißigsten Jahr allein zwischen Schafen und Ziegen verbracht. Bei seiner Ankunft im Kloster wusste er fast nichts von den Wissenschaften und ihren Erkenntnissen. Als er erfuhr, dass die Welt aus Atomen aufgebaut sei, die aus einem winzigen Kern, noch winzigeren Elektronen und ungeheuer viel leerem Raum dazwischen bestehen sollten, da sagte er verblüfft: „So ist also etwa ein Stahlseil in Wahrheit nichts anderes als eine

langgestreckte Wolke aus schwirrenden, schwebenden Teilchen, nicht fester als ein Nebel aus schwebenden Wassertröpfchen? Wie seltsam! Wie aber kann dann eine solche Wolke, sagen wir, ein schweres Schlachtschiff festhalten?“

Gleich darauf lachte er und sagte: „Natürlich, auch das Schlachtschiff ist ja nur eine Wolke aus schwebenden Teilchen. Der eine Nebel mag wohl Festigkeit genug haben, einen anderen Nebel festzuhalten!“ Und verwundert blickte er auf seine Arme und Hände, von denen man ihm gesagt hatte, dass sie auch aus solchen Stäubchen im leeren Raum bestünden.

Später einmal erzählte er: „Als ich ein Knabe war, erschien mir die Welt sehr groß. In dem Maß, wie ich wuchs, schien mir die Welt kleiner zu werden. Das verwunderte mich, bis ich erkannte, dass ich alles an mir selbst, an meiner eigenen Körperlänge maß. Und wie es schien, war dies kein gleichbleibender Maßstab, also nicht geeignet, die Größe der Welt zu messen. Ich suchte lange nach einem absoluten Maßstab, doch alles, was mir in meinem Hirtenleben unterkam, waren veränderliche Dinge, die - schnell oder langsam - wuchsen oder sich abnützten: Tiere, Bäume, sogar Steine.

Eines Tages kamen Landvermesser in meine Gegend und blieben da ein paar Tage, um ihre Messungen anzustellen. Von ihnen erfuhr ich, dass sie alles in Metern maßen.

Sie schenkten mir ein Stück Schnur und erlaubten mir, es an einer ihrer Meßlatten abzumessen und genau auf die Länge eines Meters zuzuschneiden. Nun hatte ich einen absoluten Maßstab.

Li Guo sagte: „Die Welt ist nur eine Simulation in einem nicht existierenden Computer.“

## Die Zeit

„Ich habe diesen Nang O nur ein einziges Mal getroffen. Aber nachdem ich ihn einmal kennengelernt hatte, habe ich immer wieder Leute getroffen, die ihn mal wo getroffen hatten und irgendwelche Anekdoten über ihn wussten. Er muss sich im Kloster - wenn er wirklich dort war - ziemlich provokant aufgeführt haben.

Wie es scheint, hat sein Abt einmal über die Lehren des neunzehnten Abts gepredigt, unter anderem auch über seine Überlegungen zur Zeit. Der neunzehnte Abt hat ja darauf hingewiesen, dass wir, wenn irgendein höheres Wesen die Zeit anhalten würde, keinerlei Möglichkeit hätten, das zu bemerken. Darauf soll Nang O gesagt haben: „Nein, nein, das ist kein Gedankenexperiment vom neunzehnten Abt. Ich bin überzeugt, dass das wirklich passiert. Alle zwanzig Minuten wird die Zeit für fünf Minuten angehalten. Das ganze Universum wird einfach alle zwanzig Minuten fünf Minuten lang angehalten wie ein Film, wenn man den Projektor abdreht.“

„Das ist eine wunderliche Theorie, die du hier ausbreitest“, antwortete der Abt. „Noch niemand hat bis jetzt die Überlegungen des neunzehnten Abtes auf diese Weise verstanden. Obwohl deine Theorie natürlich nicht widerlegbar

Zu meinem Entsetzen erklärten sie mir, dass ein Meter der viermillionste Teil des Erdumfangs sei. So habe man ihn bestimmt.

„Dann wisst ihr also auch nicht, wie groß die Erde ist!“ schrie ich verzweifelt. „Dass sie vier Millionen Mal ihr viermillionster Teil ist, das ist ja wohl ein Witz! Auch mein Schuh ist vier Millionen Mal sein viermillionster Teil! Ist die Erde nicht größer als ein Schuh?“

Ich konnte mich lange nicht damit abfinden, dass es keine absolute Größe gibt.

Wir können die Teile des Universums miteinander vergleichen und sagen, welcher größer und welcher kleiner ist. Wir können irgendeinen Teil, sagen wir den Umfang eines Planeten oder die Länge einer Lichtschwingung, zum Maßstab für alle anderen machen. Dann wissen wir aber nicht, wie groß unser Maßstab ist. Wir können nicht wissen, wie groß die Dinge *wirklich* sind. Würde ein Gott das ganze Universum über Nacht maßstabgetreu vergrößern oder verkleinern - wir könnten nichts davon bemerken.

Ist es nicht ebenso mit allen anderen Eigenschaften der Welt? Würde die Zeit beschleunigt oder verlangsamt, wir könnten nichts davon bemerken, selbst nicht, wenn sie angehalten würde. Wie schnell die Zeit *wirklich* vergeht, können wir nicht wissen.

Früher schien mir, dass ein Stahlseil eine ziemlich feste Sache sei und ein Schlachtschiff eine ziemlich schwere. Als ich erfuhr, dass beide aus einem dünnen Nebel winzigster Teilchen bestehen,

schien mir das Seil eine äußerst schwache und das Schiff eine äußerst leichte Sache zu sein. Freilich reichte die Festigkeit des Seils noch immer, das Schiff am Davonschwimmen zu hindern. An ihrer Beziehung zueinander hatte sich nichts geändert. Doch wir können nicht wissen, wie schwer oder fest die Dinge *„wirklich“* sind.

So können wir auch niemals feststellen, was das *„Seiende“* wirklich ist, mögen wir es nun Materie, Energie, Schwingung, Geist oder sonst wie nennen. Sollten wir jemals ein grundlegendes Element, ein kleinstes Teilchen, *das „woraus alles besteht“*, finden - womit sollten wir es vergleichen, wie sollten wir es beschreiben?

Wir könnten seine Eigenschaften nur in Begriffen der höheren, aus ihm abgeleiteten Ebenen beschreiben. Ebenso wie beim Versuch, die Länge des Meters zu ergründen, würden wir uns im Kreis bewegen.

Letzten Endes können wir irgendeinen Bestandteil der Welt zum grundlegenden Bestandteil erklären und alle anderen Bestandteile mit ihm vergleichen, ebenso wie wir irgendeine Größe im Universum zum Maßstab aller anderen Größen machen können. Sogar die *„Wirklichkeit“* des Seienden muss ich in Frage stellen. Die einzelnen Teile des Universums wirken aufeinander, deshalb scheinen sie uns wirklich. Doch wohin oder worauf wirkt das Universum als Ganzes?

Stellen wir uns einen Augenblick lang vor, ein Gott entzöge der Welt ihre *„Substanz“* und ließe nur den Schein übrig. Könnten wir irgendeinen Unterschied feststellen? Würde das *„scheinbare*

Seil‘ nicht immer noch stark genug sein, um das *„scheinbare Schlachtschiff“* am *„scheinbaren Fortschwimmen“* zu hindern? Die Dinge *„sind wirklich“* und *„existieren“* nur in Bezug zueinander. Auf die Welt als Ganzes lässt sich der Begriff der Wirklichkeit und der Begriff des Seins ebenso wenig anwenden wie der Begriff der Größe.“

## Die Computer

Nang O sagte: „Die Welt ist nicht wirklich. Sie existiert nur als Simulation im Innern eines Computers.“

Fragte man ihn nach diesem Computer, so sagte er: „Der Computer ist auch nicht wirklich. Er existiert nur als Simulation in einem noch größeren Computer.“

Gab der Fragende noch immer keine Ruhe, sagte Nang O: „Das geht immer so weiter. Es ist wie mit den Schildkröten. Irgend ein Volk glaubte einmal daran, dass die Erde auf dem Rücken einer großen Schildkröte stehe. Damit die Schildkröte nicht in der Luft hing, stand sie auf dem Rücken einer anderen Schildkröte, und das ging immer so weiter. Genauso ist es mit diesen Computern. Jeder Computer ist nur eine Simulation in einem übergeordneten Computer. Aber es gibt keinen höchsten oder größten, genauso wenig, wie es eine größte Zahl gibt. Das geht einfach immer so weiter.“

dann im Nullkommanichts dort, ohne mich stressen zu müssen.“

„Du wärst sogar gleichzeitig hier und im Puff, und auch an allen unendlich vielen Punkten dazwischen.“

„Also wenn ich eine Zeitmaschine hätte“, dröhnte Kurzbeins Stimme von irgendwo unter der Alu-Tischplatte herauf, „dann würde ich zur Roten Rita in Mutter Goddams Puff gehen, und zwar gestern Abend, genau um 21.00 Uhr. Dann würde ich es ihr einmal eine Stunde lang ausgiebig besorgen. Um 22.00 Uhr würde ich dann in meine Zeitmaschine steigen, und wieder nach 21.00 Uhr zurückreisen, versteht ihr. Dann könnte ich es ihr gleichzeitig auch noch von...“

„Ist ja gut, ist ja gut, Mann, wir können es uns lebhaft vorstellen!“

„Könnt ihr nicht. Ich würde mich nämlich nicht bloß verdoppeln, sondern mindestens...“

„Gar nichts würdest du. Du bist in der einfachen Ausfertigung schon kaum zu ertragen, und sobald du dich verdoppelt hast, würde sogar die Rote Rita derartig das Kotzen kriegen, dass du alle weiteren Pläne abschreiben könntest!“

„Ihr versteht mich eben nicht“, brummelte Kurzbein und versank noch tiefer unter den Tisch.

„Was ich mich aber vor allem frage“, knüpfte Wladimir ungebrochen an seine Ausführungen an, „ist: wenn ich aus der Zeit aussteige, was hält *mich* dann überhaupt noch zusammen? Es ist ja nur die zeitliche Kontinuität, die mir das Ichgefühl vermittelt, oder, wenn Popol so will, die Illusion des Ichgefühls.

ist, wie der neunzehnte Abt ausgeführt hat. Doch warum wird, deiner Meinung nach, der Gang des Universums alle zwanzig Minuten unterbrochen? Wozu sollte das denn gut sein?“

„Ist doch klar“, antwortete Nang O, „für Werbung!““

## Zeitreisen

„Wenn ich all diese Spekulationen über Zeitreisen lese“, sagte Wladimir beim Durchblättern des Bildschirms, der über der Sitzkoje angebracht war, „dann fällt mir auf, dass einige Probleme überhaupt nie behandelt werden. Zum Beispiel das Problem des Auftauchens. Wenn du in einer fremden Zeit auftauchst, dann gibt es nur eine Art, wie du das tun kannst: *plötzlich*. Im letzten Moment warst du noch nicht da, und jetzt bist du da. Du würdest also mit unendlich hoher Geschwindigkeit auftauchen, wenn auch nicht ganz klar ist, aus welcher Richtung. Das würde aber bedeuten, dass der Zusammenprall auch mit dem allerleichtesten Atom dir zum Verhängnis würde. Ich bin Pilot und kein Physiker, aber ich denke, wenn du mit unendlich hoher Geschwindigkeit auf ein Atom prallst, dann wird unendlich viel Energie freigesetzt und alles explodiert. Ich meine *Alles*. Nicht einmal im intergalaktischen Raum ist es so leer, dass ich das riskieren würde.

Und das ist das zweite Problem, über das anscheinend noch keiner nachgedacht hat: der Raum. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man bei einer Zeitreise den *Ort* der Landung

festlegen will. Es ist ja die Zeit, die uns im Raum festhält, die den Raum überhaupt definiert. Oder anders gesagt: wir sind *hier*, weil wir kurz zuvor an einem *ähnlichen Ort* waren. Es bleibt ja nichts gleich. Während wir hier sitzen, verrotten die Wände um uns herum, auch wenn sie aus unverrottbarem Aluminium sind. Da zerfallen Atome, da schlagen Strahlungen ein, Leute gehen ein und aus und hinterlassen den Dunst ihrer Körper, die Luft zirkuliert in der Ventilation, obwohl sie das Ding ein bisschen stärker stellen sollten, und so weiter. Derweil dreht sich der Planet um sich selbst und um seine Sonne, die Sonne bewegt sich ums Zentrum der Galaxis, und die Galaxis bewegt sich um weiß Gott was, und das ganze Universum fliegt sowieso im Höllentempo auseinander, wie wir alle wissen.

Der Raum sieht also in jedem Moment anders aus, und in Wahrheit sind wir jetzt nicht mehr da, wo wir vor einem Moment noch waren. Dieses *da* gibt es nämlich nicht mehr.

Selbst wenn ich nur einen kleinen Sprung in der Zeit machen will, sagen wir um zehn Minuten nach vorn, weil ich sehen möchte, ob Kurzbein sich ein Loch in die Stirn schlägt, wenn ihm der Kopf noch tiefer heruntersackt in seinem Duse, dann muss ich mich aus der Zeit irgendwie herauslösen. Wenn ich mich aber aus der Zeit herauslöse, wie bringe ich dann meine Zeitmaschine dazu, *hier* zu bleiben?

Das Schwerfeld des Planeten kann mich nicht festhalten, wenn ich aus der Zeit aussteige. Jeder weiß, dass die Gravitation Zeit braucht, um mich anzuziehen, beziehungsweise, dass ich Zeit

brauche, um sie zu überwinden. Dasselbe gilt für die Trägheit. Solange ich in der Zeit bin, setzt mein Körper jeder Änderung seines Bewegungszustandes Widerstand entgegen. Aber außerhalb der Zeit gibt es auch keine Bewegung, keinen Bewegungszustand, schon gar keine Änderung des Bewegungszustands und erst recht keinen Widerstand dagegen. Wie soll ich also meine Zeitmaschine programmieren, damit sie *hier* bleibt?

Während ich *hier* bleibe, dreht sich mir die Cafeteria unter den Füßen weg, der ganze Planet rast mir davon, das Sonnensystem, die Galaxis, je nachdem, in Bezug auf was ich ‚stillstehe‘. Mir kommt vor, sobald ich mich auch nur für einen Moment aus der Zeit herauslöse (für was für einen *Moment* freilich, wenn ich ja ausgestiegen bin), sobald ich mich also aus der Zeit herauslöse, bleibt es absolut dem Zufall überlassen, wo ich wieder in sie eintauche. Weil es keinen absoluten Raum gibt, weil es keinen Fixpunkt im Raum gibt, an dem ich mich festhalten könnte, ‚während‘ ich aus der Zeit ausgestiegen bin.“

„Tja“, sagte Blechschädel, so benannt nach seinem künstlichen Stirnbein, bedächtig, „aber wenn man dieses Problem lösen könnte, dann könnte man die Zeitmaschinen benutzen, um mit beliebiger Geschwindigkeit durch den Raum zu reisen. Ich könnte ganz gemütlich sagen wir von hier nach Mutter Goddams Puff gondeln, das ungefähr drei Stunden von hier entfernt ist, und gleichzeitig in der Zeit um drei Stunden zurückreisen. Ich wäre

ich nicht bloß, dass einige Magnaten sich berühmte Nutten wie Rosemarie Nitribitt oder Christine Keeler holen ließen, oder dass Salome in einem Striplokal auftrat. Männer, die von ihrer Liebsten verlassen wurden, reisten zurück in glücklichere Tage und buhlten gegen ihr früheres Selbst um die Gunst der Angebeteten. Ehepaare, die sich auseinandergeliebt hatten, versuchten nicht wie früher, ihre Ehe durch zweite Flitterwochen zu kitten, sondern reisten zurück in die ersten Flitterwochen, um ihr junges Glück noch einmal mitzuerleben. Stell dir vor, in deiner Hochzeitsnacht steigt plötzlich ein ältliches, verfettetes Paar in Bermudashorts und Sonnenbrillen aus dem Kleiderschrank und sagt: „Hallo, wir sind eure Zukunft!“

Die Hotels verriegelten und verrammelten ihre Flitterwochensuiten und vermieteten am liebsten nur mehr Einzelzimmer an Handelsvertreter, weil sie die Schnauze voll hatten von all den Doppelselbstmorden, und immer die Polizei im Haus.

Aber warum sich auf die Vergangenheit beschränken? Reisen in die Zukunft eröffneten ungeahnte Möglichkeiten. Die Konzerne sperrten bald ihre Forschungsabteilungen zu. Erfindungen und Neuentwicklungen wurden einfach aus der Zukunft geholt. Eingekauft oder auch geklaut, oder einfach abgeholt aus den aufgeklärteren Epochen, die das Geld schon abgeschafft hatten. Und natürlich wurden auch die Spezialisten angeworben, die mit der Zukunftstechnologie umgehen konnten. Die Universitäten sperrten eine nach der anderen zu, später auch alle anderen

Wenn ich aus der Zeit aussteige und irgendwo anders wieder in sie einsteige, bin ich dann überhaupt noch *ich*? Das ist es, was ich mich frage.“

Dumpfes Schweigen war alles, was Wladimir auf seine Frage als Antwort bekam. Aber dann sagte Popol der Alte:

„Ich kam nach Kruun ungefähr ein Jahr, nachdem sie dort das Zeitreisen erfunden hatten. Ich weiß nicht, ob sie sich auch nur eine einzige von den Fragen gestellt hatten, die Wladimir da in den Raum gestellt hat. Oder in die Zeit, wenn du lieber willst. Es funktionierte, und damit basta. Eins der ersten Dinge, die ich erlebte, war eine Demonstration vor dem historischen Museum von Kruun. Die jungen Leute, hauptsächlich Studenten natürlich, demonstrierten gegen die Ausplünderung der Geschichte von Kruun. Kruun ist der Erde ziemlich ähnlich. Natürlich haben sie dort keine Sphinx und keine Venus von Milo, ich erzähle euch die Geschichte nur in Begriffen von Mama Erde, damit ihr euch die Sache besser vorstellen könnt. Der Konzern, der das erste Zeitreisepatent monopolisierte, hatte die Sache gleich mit einem spektakulären Public-Relations-Gag herausgebracht: „Wie sah die Venus von Milo aus, als sie noch ihre Arme hatte?“ Und dann schickten sie eine Expedition los, die sie in der Vergangenheit suchte und bis in die Werkstatt ihres Schöpfers zurückverfolgte. Dann kauften sie sie dem Bildhauer ab und nahmen sie mit in ihre Zeit. Sie stellten sie neben dem Exemplar mit den abgebrochenen Armen aus, das jeder kennt, und die Fotos von den beiden Statuen gingen durch die Weltpresse.

„Aber wie kann das möglich sein“, sagten manche. „Wenn sie die Venus aus der Vergangenheit geholt haben, dann ist sie ja nie versunken, dann sind ihr ja nie die Arme abgebrochen, dann konnte sie ja nicht 1820 auf Melos gefunden werden. Wie kann sie dann hier stehen?“

„Aber ihr seht doch, dass sie hier steht!“ sagten die PR-Leute, und damit hatte es sich. Kurz darauf stand der Antiquitätenmarkt Kopf. Griechische Vasen, römische Schwerter, keltische Speere - du brauchtest es nur zu nennen, schon hattest du es. Natürlich zu sagenhaften Preisen, aber absolut neuwertig.

Die Kunsthandwerker aller Jahrhunderte arbeiteten bald nur mehr für das, was für sie die Nachwelt war. Die Germanen lagerten bei ihren Saufereien auf Stroh, weil ihnen ihre Bärenfelle in die Zukunft davongeschwommen waren. Bis die Händler ihnen Schonbezüge für Autositze aus orangerotem PVC-Plüsch aus den 1970er Jahren lieferten. Und statt Bier und Met sofften sie bald Synthecola mit Aspirin, weil die Käufer der Bärenfelle natürlich auch stilechte Drinks aus der Zeit wollten.

Und so war es in allen Zeiten. Im Wiener Biedermeier aßen die Leute von Kistenbrettern, die Aztekenpriester schmissen die Herzen ihrer Opfer in Plastikkübel. Bald begann eine Firma, die komplette Sphinx samt Nase Stein für Stein abzutragen und in die Zukunft zu transferieren.

Und dann die Vergnügungsreisen. Ein paar Bildungsbürger wollten Shakespeares Aufführungen im *Globe Theatre* live miterleben oder sophokleische Tragödien in Athen. Aber den

größten Zulauf hatten die Reisen zu römischen Gladiatorenkämpfen, zu Stierkämpfen ins Sevilla von 1800, zu Negerlynchings in die USA, zu Fußballkämpfen ins 20. Jahrhundert. Auch die drei Weltkriege waren sehr beliebte Ziele. Schließlich begann man, die besten Gladiatoren Roms in die Gegenwart zu holen und gegen Mammuts und Saurier, die man aus den verschiedensten Erdaltern geholt hatte, kämpfen zu lassen. Das wurde von den Behörden allerdings bald verboten, darauf wurden diese Kämpfe ins Tertiär verlegt, oder ins 20. Jahrhundert, wo man auch nicht so zimperlich war.

Und dann das Geschäft mit den gestorbenen Babys. Mütter, deren Kinder starben, waren wild darauf, in die Vergangenheit zu reisen und ihre Babys wiederzusehen. Sie reisten ein paar Jahre zurück und schauten sich selbst beim Wickeln über die Schulter. Das war noch das Harmloseste. Schlimmer war, wenn sie ihre Lieblinge herzen und küssen wollten. Die Kinder wurden halb wahnsinnig vor Angst, wenn da plötzlich eine zweite und noch dazu auf unerklärliche Weise gealterte Mama sie an sich riss und abknutschte. Manche wurden auf diesen Schock hin krank und starben noch früher. Dann gab es natürlich Fälle, wo die Mutter durchdrehte und das Kind in die Gegenwart entführen wollte. Die Prozessflut, die das hervorrief, war unvorstellbar.

Noch mehr Leute reisten zu ihren verstorbenen Hunden und Katzen. Viele von ihnen wurden gebissen.

Genauso versuchten die Leute auch, ihre geschlechtlichen Leidenschaften mit Hilfe von Zeitreisen zu stillen. Damit meine

Wer diese Säulen errichtet hatte, wusste niemand zu sagen. Niemand konnte sich ein Wesen denken, mächtig genug, ein solches Werk zu schaffen. Sie seien immer schon dagewesen, hieß es.

Später fiel diese Gegend an ein mächtiges Reich. Der Herrscher des Reiches befahl, die Säulen abzutragen. Sie würden die, die sie hörten, den übrigen Bürgern entfremden und sie dadurch dem Reich gefährlich machen. Außerdem würden die Bewohner der Gegend wertvolle Zeit gewinnen, wenn sie an den Sommerabenden nicht mehr in Vergessen erstarrten.

Das Reich zerfiel allerdings bald wieder, und die Gegend geriet wieder an den Rand des Weltgeschehens. Die Geschichte der Säulen wurde zu einem belanglosen Kindermärchen, an das kaum noch wer glaubte und das nur noch in Fremdenverkehrsprospekten wiederholt wurde.

### **Der reuige Schüler**

Bao Dö, der achtundzwanzigste Meister des Klosters der Erleuchteten, traf einen seiner Schüler im Hof des Klosters.

„Ich bemerke Verdrossenheit und Missmut in deinem Gesicht“, sprach der Meister. „Was bedrückt dich?“

„Ach Meister!“ sagte der Mönch, „ich habe mir geschadet. Ich bin vom Weg des Einsseins abgekommen, ich habe meine Meditationen geschwänzt, mich in die Stadt geschlichen und dort herumgetrieben. Ich habe mich mit Wein und Drogen berauscht

Schulen. Kein Mensch lernte mehr irgend etwas. Ohne Zukunfts-Know-how hattest du sowieso keine Chance auf einen anderen als einen Idiotenjob. Man konnte zwar versuchen, an einer Zukunftshochschule einen Studienplatz zu bekommen, aber nur die wenigsten schafften den Anschluss an das spätere wissenschaftliche Niveau.

Ähnlich lief es natürlich in den Künsten und in der Unterhaltungsindustrie. Die Tätigkeit der Plattenkonzerne beschränkte sich bald darauf, Expeditionen in die Zukunft auszurüsten und dem ewig unersättlichen Publikum die Hits des nächsten, des übernächsten Jahres, des nächsten Jahrzehnts, des nächsten Jahrhunderts zu präsentieren. Natürlich wollte dann nach zwei, zehn, hundert Jahren niemand diese alten, ausgelutschten Nummern hören, und ganz andere Lieder, ja, ganz andere Stile machten die Charts, die allerdings sofort wieder dem staunenden Publikum als die *wahren* Hits der Zukunft präsentiert wurden. Die Musiker der Zukunft wurden es bald leid, dass sich jede ihrer Erfolge in kürzester Zeit als Uralthit aus dem letzten Jahrhundert herausstellte. Die besten von ihnen flüchteten in andere Epochen, was zu verblüffenden Reformen am gregorianischen Choral oder dem indischen Raga führte.

Als meine Geschäfte auf Kruun abgeschlossen waren und ich wieder abreiste - unter den gegebenen Umständen war es schwer zu sagen, wie lange ich mich tatsächlich dort aufgehalten hatte - war die Lage so, dass die Gegner des Zeitreisens anscheinend eine knappe Mehrheit hatten und das Verbot kurz bevorstand.

Die Befürworter zuckten die Achseln und machten klar, dass sie dann einfach in der Epoche *vor* dem Verbot bleiben würden. Worauf unter den Gegnern ein Streit darüber ausbrach, ob es moralisch vertretbar sei, das Verbot des *Zeitreisens rückwirkend* auszusprechen, und wenn ja, wie ein solches rückwirkendes Verbot exekutiert werden sollte. Schließlich wurden Vorschläge gemacht, die darauf hinausliefen, die ganze verwirrende Epoche irgendwie aus dem Zeitstrom hinauszuschmeißen. Ich reiste schnell ab, bevor sie irgend etwas unternahmen, das vielleicht dazu geführt hätte, dass ich gar nie auf Kruun angekommen gewesen wäre. Immerhin hatte ich auf Kruun glänzende Geschäfte gemacht und hatte keine Lust, meinen Gewinn wieder einzubüßen.“

## Die Tränen

Der fünfte Abt predigte:

Einst fielen dunkle Tränen herab vom Mond auf die Erde. Die Menschen gingen jede Nacht auf die Felder und fingen sie auf in Weidenkörben und hölzernen Sieben. Darin rollten die schwarzen Tränen umher, ohne sich zu vermischen. In jeder Träne aber schwamm ein silberner Fisch.

Die Menschen betrachteten eine Weile stumm die silbernen Fische, dann schütteten sie die Tränen aus in die Büsche am Feldrain und gingen traurig nach Hause.

Niemals redete jemand über diese Dinge, am Tag nicht und nicht in der Nacht. Es war, als ob die Menschen sich schämten.

Erst viel später, als es schon lange nicht mehr geschehen war, erinnerten sich die Menschen, dass ihnen irgend etwas fehlte. Manche sahen einander zaghaft fragend an, wenn es dunkel wurde.

## Die Säulen

Auch der siebente Abt liebte die Gleichnisse:

An einer Küste standen einst Säulen aus Erz, mächtige Säulen, so hoch wie Berge. Wenn der Wind durch sie strich, begannen sie ein leises Summen hören zu lassen. Sie zitterten und bebten dabei, wie ein Mensch, der Fieber hat.

An gewissen Abenden aber, wenn nach einem weißglühenden Tag die Sonne im Meer versank, erklangen sie in einem mächtigen, ruhigtönenden Akkord, der jedes Denken verstummen ließ. Wer den Klang hörte, war sich, solange er dauerte, sonst keines Dings auf der Welt bewusst, nur dieses Klanges.

Fremde, die in die Gegend kamen, fragten, ob der Klang denn beglückend sei oder angenehm oder erfreulich. Doch die Menschen, die den Klang kannten, konnten darüber keine Auskunft geben. „Neben diesem Klang“, sagten sie, „gibt es nichts anderes. Weder Trauer noch Freude, weder Schmerz noch Glück. Auch niemand, der solches empfinden könnte. Denn wer den Klang hört, weiß auch nichts mehr von sich.“

floss und spannte sich immer weiter aus auf der Erdkugel. Und als er sich weit über den größten Teil der Erde ausgespannt hatte, siehe, da war er zum Meer geworden, und umschloss nun seine Insel, und die Insel umschloss das frühere Meer. Das war zum Teich geworden, aus dem die Kontinente wie Trittschnecken herausragten. Der Teich umschloss nun die Insel, die früher ihn umschlossen hatte, und doch berührte ein jeder Punkt am Rande des Teiches den ihm von jeher vertrauten Punkt am Ufer der Insel.

Als am Morgen die Sonne den Teich wachküsste, war alles wie früher, und nichts war wie früher.

„Siehe,“ so fühlte der Teich, „noch immer berührt ein jeder Punkt meines Randes den ihm von jeher vertrauten Punkt des Ufers der Insel. Also hat sich nichts geändert, und ich umschließe noch immer die Insel, das Meer und die Kontinente. Mit welchem Recht nennt das Meer sich das Meer? Ich, der Teich bin das Meer, das alles umschließt.“ Und, meine Brüder, der Teich hatte recht. Und so wie dieser Teich, umschließt ein jeder Teich die ganze Fläche der Erde mit allen Meeren und Kontinenten. So auch umschließt ein jeder Geist das All.“

„Wenn das aber so ist, so heißt das doch, dass ich trotz allem nur ein armes Würstchen bin“, sagte der neue Schüler.

„So ist es, und nun geh, und verneige dich vor den anderen zweitausend Würstchen, deren jedes einzelne doch das ganze All in sich schließt.“

und mich den seichten elektronischen Vergnügungen hingegeben. Ich habe mich mit einer dummen Gans abgegeben, die mir gar nichts bedeutet, und habe sie und mich gekränkt für ein bisschen Sex. Und jetzt bin ich mir widerwärtig und zum Ekel.“

„Und hilft dir nun dieser Ekel auf dem Weg zum Einssein weiter?“ fragte freundlich der Meister. Und er dichtete für den Schüler diesen Spruch:

„Lächle  
auch über die eigene Torheit,  
verweise dir deine Fehler  
mit Freundlichkeit.  
Wie willst du ein Wesen vervollkommen,  
das du nicht liebst?“

Aber gleich darauf schlug sich der Meister erschrocken auf den Mund:

„Meine Güte, was habe ich angerichtet. Jetzt wirst du dir auch noch deswegen Vorwürfe machen. Ekle dich ruhig vor dir, wenn's halt sein muss, aber ertrag diesen Ekel mit Gleichmut. Und kannst du das nicht, dann ertrag halt das Fehlen des Gleichmuts mit Gleichmut.“

Und um das Gemüt des Schülers zu erleichtern, erwies er ihm Ehre und ließ ihn beim Nachtmahl neben sich sitzen.

## Der Teich

Als Bhin Dhu, der dreizehnte Meister des Klosters der Erleuchteten, einst einen neuen Schüler aufnahm, rief er alle seine zweitausend Jünger zusammen und sagte zu ihnen:

„Verneigt auch vor diesem, denn sein Geist umschließt das ganze Universum, alle Geister und Götter, dies Kloster und uns alle mit inbegriffen, so wie die Nuss den Kern umschließt.“

Und zweitausend Jünger, und der Meister selbst, verneigten sich vor dem neuen Schüler.

Der neue Schüler lächelte etwas geschmeichelt, doch dann sagte er, dass er die Ehrung nicht verdient habe, und dass sein Geist gewiss kleiner sei.

„Dein Geist umschließt uns alle!“, sagte der Meister, und neigte sich wieder vor ihm. Dann sagte er: „Und nun geh nach unten in den Klosterhof und suche in der letzten Reihe der Mönche denjenigen auf, der hier die Latrinen putzt. Du erkennst ihn am Geruch. Neige dich vor ihm, denn sein Geist umschließt das ganze Universum, alle Geister und Götter, dies Kloster und uns alle, dich und mich mit inbegriffen, so wie die Nuss den Kern umschließt. Wenn du dich verneigt hast, komm wieder zu mir zurück.“

Der neue Schüler ging sich vor dem Mönch mit dem strengen Geruch verneigen, dann kehrte er zu dem Meister zurück.

„Wenn du eine Frage hast, ist jetzt die Zeit, sie zu stellen.“

Der Schüler verneigte sich vor dem Meister, dann fragte er:

„Was meinstest du, als du sagtest, mein Geist umschließe das Universum wie die Nuss den Kern?“

„Nichts existiert außerhalb von dir, alles ist in dir, in deinem Bewusstsein, alle zehntausendmal zehntausend Welten, alle Götter und Buddhas, alle Dämonen und Geister, alle Menschen und Tiere und Pflanzen und Minerale, alles ist in deinem Bewusstsein, und nichts davon außerhalb.“

„Auch der Mönch mit dem strengen Geruch ist in meinem Bewusstsein, und nicht außerhalb?“

„So ist es“, sagte der Meister.

„Und auch euer erhabenes Bewusstsein ist in meinem Bewusstsein und nicht außerhalb?“

„So ist es“, sagte der Meister.

„Wenn aber nichts außerhalb meines Bewusstseins besteht, wie ist es möglich, dass der Geist des Mönchs mit dem strengen Geruch auch den meinen umschließt?“

„Weil nichts außerhalb seines Bewusstseins besteht, sondern alles innerhalb.“

„Dies, o erhabener Meister, verstehe ich nicht.“

„Ich will dir ein Gleichnis geben: Es war einst eine Insel irgendwo im Meer, auf welcher sich ein Teich befand. Das Meer umschloss die Insel, und die Insel den Teich. Eines Nachts träumte der Teich, dass die Insel wuchs. Sie dehnte sich aus, und wuchs, und spannte sich immer weiter aus auf der Erdkugel, und im gleichen Maß schrumpften die Kontinente und schrumpfte das Meer. Und dann begann auch der Teich zu wachsen, und dehnte sich und

Nach einer alten Legende hat Gott auf der anderen Seite des Universums eine zweite Erde errichtet. Eine zweite Erde, auf der er probiert, experimentiert, Studien anstellt. Wie ein Schachspieler, der, während er eine Partie spielt, auf einem zweiten Brett alternative Züge ausprobiert, immer wieder neu ansetzt, abbricht, wenn er in eine Sackgasse gerät oder auch, wenn seine Versuche ihm zu einer Einsicht verholpen haben, die er in seinem wirklichen Spiel gebrauchen kann. Napoleon gewinnt dort die Schlacht bei Waterloo, Picasso ist Musiker, Wilhelm II. hat zwei gleich lange Arme, Hitler fällt im ersten Weltkrieg, Trotzki trägt den Sieg über Stalin davon. George Sand kommt als Mann zur Welt, Otto Weininger als Frau. Es geht dort sehr verwirrend zu, die Kausalität macht Sprünge, die Geschichte verläuft ohne Zusammenhang. Kein Mensch kann sagen, warum passiert, was passiert, man kann sich auf nichts verlassen, was heute Wahrheit ist, ist morgen Lüge. Sieger sind plötzlich Verlierer, Weltreiche verschwinden von der Landkarte, Religionen tauchen aus dem Nichts auf. Niemand weiß, wann es Gott wieder einmal gefallen wird, ein neues Experiment zu starten.

### **Rabbi Leibs Einwand**

Rabbi Leib aus Tschernowitz sagte dazu:

Die Geschichte kann nicht stimmen. Am anderen Ende des Universums befindet sich offensichtlich nicht die zweite Erde, sondern die erste. Gottes zweite Erde ist die, auf der wir leben.

### **Die Tiere**

Das Kloster wurde unter dem achtundzwanzigsten oder neunundzwanzigsten Abt von der Erde anderswohin verlegt. Damals war der zweiunddreißigste Abt noch ein Schüler. Später, als er alt war, erzählte er:

Wir merkten es erst, als die Marder kamen. Die Marder kamen damals von den Stadträndern in die Vorstädte, von den Vorstädten in die inneren Bezirke. In den Nächten konnte man ihre schlanken, pelzigen Gestalten unter den Autos dahinhuschen sehen, von einem Auto zum anderen, immer Deckung suchend. Sie kamen, um sich unter die warmen Motorhauben zu legen, und sie knabberten Kabelisierungen an. Langsam eroberten sie sich einen neuen Lebensraum in der Stadt. Unter den Autos konnten sie sich wärmen, in den Kellern konnten sie Jagd auf Mäuse machen, auf den Dächern Taubeneier ausschlüpfen und junge Vögel erbeuten.

Damals fiel es uns auf, dass sich etwas zu verändern begann. Die Tiere konnten sich nirgends hin mehr zurückziehen. Sie wurden von der Stadt, den Straßen, den Autobahnen immer enger zusammengedrängt. Also ließen sie sich überrollen und suchten ihr Leben hinter der Front zu fristen. Aber sie veränderten sich dabei.

Ratten und Tauben hatten sich auch verändert. Sie waren zu Zerrbildern der Menschen geworden. Die Felstauben, die zu Stadtauben geworden waren, waren ein ständiger Hohn auf die Menschen. Die dummliche Frechheit, mit der sie sich überall

breit machten, bedenkenlos überall ihre Spuren hinterlassend, feige aufflatternd, wenn ihnen etwas zu nahe kam, und im nächsten Moment auf demselben Fleck sich wieder niederlassend, um da hinzuschießen; ihre von ständigem Streit erfüllte Geselligkeit - all das war eine Karikatur menschlichen Verhaltens. Doch wir merkten den Hohn der Evolution nicht und fütterten die Viecher auch noch und fanden sie romantisch. Doch die eigentlichen Beherrscher der Städte waren die Ratten. Intelligent und böse, getrieben von unstillbarer Eroberungssucht, drangen sie in jeden Winkel, passten sich an alle Bedingungen an, waren fähig, in jedem Dreckloch zu leben, im Kanal, im Eiskeller, im Heizungsschacht, auf Schiffen, in Eisenbahnwaggons. Die Ratten, die Artgenossen mit fremdem Nestgeruch gnadenlos zu Tode peinigten, hassten wir und verfolgten wir, weil sie uns zu ähnlich waren. Aber unsere Verfolgungen machten sie nur schlauer und zäher. Auch die Ratten kennen, wie wir, Aufopferung und Heldenmut, und unsere vergifteten Köder töteten nur die todesmutigen Vorkosterratten, deren qualvolles Ende den übrigen die tödlichen Eigenschaften unserer Köder verriet.

Nach den Mardern kamen die Füchse. Sie fraßen zur Erde gefallene Jungvögel, Mäuse, und stöberten die Essensreste der Menschen aus den Abfalltonnen. Da wir die Rotröcke erschlugen und abschossen, wo wir sie fanden, hatten wir sie bald zu einer Rasse asphaltgrauer, in der Dämmerung schleichender Aasfresser umgezüchtet. Sie schlepten die Tollwut in die Städ-

te, und die Hysterischen unter uns gingen nach Sonnenuntergang nicht mehr zu Fuß durch die Stadt.

Der Zuzug der Marder und Füchse vermehrte auch bald die Krähen, die sich vom Aas der durch unsere Köder vergifteten Tiere nährten.

So wucherte auf dem Nährboden unserer Abfallhaufen ein gieriges, leichenfresserisches Leben.

Einige meinten, die Natur hole sich nun die Städte zurück. Doch das war nicht so. Denn das waren nicht mehr die Marder und Füchse der Wälder. Die Schnecken und Würmer in den Kläranlagen waren andere als die in den Tümpeln von früher. Die Falken, die in den Lüftungsschächten nisteten, die Olme, die durch die Kanalgitter schlüpfen, sie alle waren bleiche, graue oder schwarze Geschöpfe geworden, von der Farbe des Asphalts, des Rauchs, des Betons und des Schlammes.

Sie holten die Stadt nicht zurück in den Wald. Sie nährten sich von dem, was wir ausschieden. Sie waren vollkommen abhängig geworden von uns, Parasiten wie die Mäuse, die Ratten, die Möwen, die Tauben. Sie konnten ohne unseren Dreck nicht mehr leben, und würden mit uns untergehen. Nur die Ratten würden überleben, denn die überleben alles.

## Die zweite Erde

Rabbi Ephraim Eser, der fünfzigste Abt, erzählte einmal:

durch Mutation entstandene neue Rasse waren, die sich im kindlichen Zustand vermehrte.

Nach zwei bis drei Wochen war der Spuk verschwunden, ebenso unerklärlich, wie er begonnen hatte. Nur mehr vereinzelt wurden in Kanalrohren, unter Brücken oder in öffentlichen Toilettenanlagen noch Reste der Kinderschar gefunden. Bald war die Stadt von ihnen völlig gesäubert.

Erst nach einiger Zeit machte sich eine wachsende Unsicherheit unter den Bürgern bemerkbar. Niemand von uns konnte mit Überzeugung sagen, ob die Kinder, die in unseren Häusern zurückgeblieben waren, unsere eigenen waren oder nicht.

## Das Spiel

„Da das Leben doch zu Ende geht“, wurde Bhin Dhu von einem Schüler gefragt, „sollten wir es da nicht verachten?“

Bhin Dhu antwortete darauf:

Ich kannte einen Mann, der liebte es, ein bestimmtes Spiel zu spielen. Das Spiel verschaffte ihm viel Freude, und er verwandte große schöpferische Energie darauf, sich zu vervollkommen. Man kann durchaus sagen, dass er das Spiel ernst nahm.

Er nahm es ernst auf eine heitere, gelassene Art, denn es war ja nur ein Spiel.

„Aber würde ich es nicht ernst nehmen“, sagte er, „könnte es mir doch keinen Spaß machen. Ein Stümper zu sein, kann doch nicht mein Ziel sein.“

## Die Epidemie

Dies ist eine Erzählung des neunzehnten Abts:

Nachdem die Cholera und der Typhus endlich überwunden waren, und die Folgen des letzten Erdbebens gerade beseitigt, wurde unsere Stadt von einer Kinderplage heimgesucht. Keiner wusste so recht, woher sie kamen. Krochen sie aus den Kanälen, oder spieen die Wälder sie aus? Binnen weniger Tage war die Stadt von Horden herrenloser Kinder überschwemmt. Kinder aller Alter waren es, Rotznasen, die Zigarettenstummel rauchten, Kleinchen, die kaum ihre ersten Wörter lallten... Die größeren schleppten Babys auf dem Rücken oder führten kleinere an der Hand, manche kamen in Zügen von einem Dutzend oder mehr, eins am Rockzipfel des andern sich festhaltend. Sie überschwemmt die Straßen und Plätze der Stadt, hockten in Torwegen und unter Vordächern, krochen in den Parks auf dem Rasen herum, belagerten die öffentlichen Brunnen und ebenso die Toilettenanlagen. Obwohl sie kaum schriegen, erfüllte ihre bloße Masse die Straßen mit einem ständigen Gessum und Gebrause, ihr Durcheinandergehen und Laufen, ihr in sich versunkenes Hocken an den unmöglichsten Stellen machte die Gehsteige unpassierbar. Da schritten sie, von einem größeren Mädchen angeleitet, einander an den Händen haltend im Kreis, hin und wieder auf einem Bein hüpfend oder leise in die Hände klatschend, dort saßen sie in Knäuel zusammengedrängt und flochten einander mit stiller Konzentration schmutzige Bänder in die Haare. Manche schoben nach undurchschaubaren Regeln

einen Stein hin und her, wobei sie eine Hand auf den Rücken gebunden hatten, oder sie spielten ein Spiel, bei dem sie einander in rascher Abfolge eine gewisse Anzahl von Schlägen auf verschiedene Körperteile versetzten, oder mit kleinen Messerchen blitzschnell zwischen den gespreizten Fingern der auf die Erde gelegten Hand hin und her hackten.

Alle Versuche, mit den Kindern Kontakt aufzunehmen, schlugen fehl. Sie schienen weder zu verstehen, was man zu ihnen sagte, noch daran interessiert zu sein, sich verständlich zu machen. Dabei schien, was man von ihren Zurufen, von ihren Spielliedchen aufschnappen konnte, doch aus Wörtern unserer Sprache zu bestehen, wenn auch nie jemand etwas Zusammenhängendes verstehen konnte.

Die Kinder ließen sich von den Beamten der städtischen Waisenhäuser und der Kinderfürsorge, die zunächst mit dem Problem betraut worden waren, ohne Umstände in rasch freigemachte Unterkünfte führen. Allerdings waren das Spital und das Gefängnis bald überfüllt, ebenso die Schulen und Pfarrsäle, obwohl die Kinder, deren immer zunehmende Menge ja überhaupt nicht überwacht werden konnte, aus den Unterkünften fast ebenso rasch wieder herausquollen wie man sie hineinführte. Bald wurde auch die Polizei eingeschaltet, deren Machtlosigkeit sich allerdings schnell erwies. In den rasch gebildeten Krisenstab wurden auch die Feuerwehr und das örtliche Armeekommando mit einbezogen. Man bewachte die Einfallstraßen, den Fluss, die Kanäle, um vor allem einmal den Zuzug weiterer

Kindermassen abzuwehren. Sogar die Luftraumüberwachung wurde aktiviert. Trotzdem sickerten ständig neue Trupps von Kindern durch. Wenn die Armeeabteilungen an der Stadtgrenze einen Trupp verjagten, kam hinter ihrem Rücken ein anderer herein.

Anfangs gingen die Bürger der Stadt noch mit Brot und Milch unter die Kinderscharen, um sie zu ernähren. Ganz am Anfang holten sogar einzelne Frauen Kinder zu sich, um sie in ihre Familien aufzunehmen. Später aber schloss man sich in die Häuser ein, manche verbarrikadierten sich sogar regelrecht, um die Plage draußen zu halten.

Die Kinder, die früher kaum zudringlich, ja eher scheu gewesen waren, wurden nun, durch ihre bloße Menge, von den Straßen in die Vorgärten gedrängt, und öffnete man eine Haustür, so war es kaum möglich, sie wieder zu schließen, ohne dass ein oder zwei Kinder schon im Hausflur hockten.

Die Bürger der Stadt konnten kaum mehr ihrer Arbeit nachgehen. Der Verkehr lag vollkommen lahm, der Wochenmarkt musste abgebrochen werden, weil alles Essbare sofort von den Kindern still weggenommen und verzehrt wurde.

Allerlei Theorien über die Herkunft der Kinderplage kursierten, doch keine konnte bestätigt werden. Es war nicht herauszufinden, ob sie vor einer Naturkatastrophe, einem Krieg oder einem Bürgerkrieg geflohen waren, ob sie von ihren Eltern ausgesetzt oder von einer feindlichen Macht geschickt worden waren um die Stadt für eine Eroberung reif zu machen, oder ob sie eine

## Delphine

Der siebzehnte Abt pflegte zu sagen:

Delphine sind sehr intelligente Lebewesen. Früher haben sie an Land gelebt und waren Huftiere aus der Verwandtschaft der Schweine. Tatsächlich waren die Delphine als erste von Mutter Natur dazu ausersehen worden, Menschen zu werden. Mit ihrer hohen Intelligenz aber haben sie sich ausgerechnet, was daraus werden würde, und haben es gelassen. Leider hat sich die Sache dann zu den Affen durchgesprochen, und die haben gesagt: „Gut, dann machen wir es.“

Wie man sieht, war der siebzehnte Abt - im Gegensatz zum sechzehnten - kein Darwinist.

## Der Knopf

„Was ist ein Knopf?“ fragte der siebzehnte Abt seine Schüler.

„Der Knopf ist ein kleines rundes Ding, und wenn man draufdrückt, passiert's. Das, meine Schüler, ist ein Knopf.

Wenn man den Schalter drückt, geht das Licht an. Drückt man wieder, geht es aus. Geht es einmal nicht an, ist der Schalter kaputt. So einfach ist das.

Wenn man einen Hund hinten am Schwanz zieht, jault er vorn. Oder aber: er beißt. Oder er ist beleidigt. Oder er rennt davon. Oder er findet es lustig und spielt mit einem.

Das ist doch selbstverständlich, sagt ihr? Nun, ich frage mich, ob nicht ein Unterschied besteht zwischen Kindern, die ihren

Er liebte es auch, mit möglichst guten Partnern zu spielen, und so tat er sehr viel, um anderen zu helfen, sich in der Kunst des Spiels zu vervollkommen.

„An der schöpferischen Lust der anderen entzündet sich die meine, an meiner Freude entzündet sich die der anderen“, sagte er.

Doch auch das Spiel selbst zu vervollkommen, war ihm ein Anliegen. Er setzte sich für die Abschaffung veralteter Regeln ein und schlug die Einführung neuer vor. Er meinte nämlich, dass einige der Regeln, die sich im Lauf der Zeit entwickelt hatten, der Grundidee des Spiels zuwiderliefen und viele von der Möglichkeit ausschlossen, das Spiel mit Genuss und Meisterschaft zu spielen. Einige hielten aber gerade die Regeln, die er und einige andere beseitigen wollten, für die Grundregeln des Spiels, die auf keinen Fall aufgegeben werden dürften.

So gab es große Auseinandersetzungen, an denen sich mein Freund mit Überlegung und Einsatz beteiligte. Doch ließ er sich von diesen Auseinandersetzungen nie so weit hinreißen, dass ihm darüber die Lust an dem Spiel selbst abhanden gekommen wäre.

Als der Mann erfuhr, dass er aus einem bestimmten Grund nicht mehr an dem Spiel würde teilnehmen können, nahm er das ohne Bedauern hin:

„Es ist schließlich ein Spiel“, sagte er. „Alles, was wichtig ist, solange ich mitspiele, wird nicht mehr wichtig sein, sobald ich von dem Spiel aufstehe. Und wenn niemand mehr das Spiel

spielen wird, wird auch niemand seinen Untergang bedauern. Aber solange wir das Spiel spielen, wollen wir es bis zum Schluss ernst nehmen und uns daran erfreuen. Dann wollen wir es vergessen.“

## Die Brücke

Diese Erzählung wird dem einundzwanzigsten Abt zugeschrieben. Seltsamerweise lässt der Wortlaut der Legende aber auf eine Frau als Sprecherin schließen:

Der Ort wo ich lebte, lag an einer Schlucht, über die eine Brücke führte. Die Schlucht war sehr tief und breit, und die Brücke war wohl äußerst lang, ja, sie muss sehr lang gewesen sein, denn man konnte ihr Ende nicht sehen. Obwohl diese Brücke direkt auf unseren Marktplatz oder von ihm weg führte, wurde sie von uns nie betreten, ja kaum jemals erwähnt. Man verabredete sich höchstens einmal um fünf bei der Brücke, aber sonst spielte sie in unserem Leben keine Rolle. Niemand dachte darüber nach, wo sie wohl hinführte, was da drüben wohl sein könnte. Unsere Kontakte verbanden uns mit den Orten jenseits des Waldes, der unsere Stadt auf der anderen Seite einschloss. Dahinter erstreckte sich ein weites Land, aus dem wir die Waren bezogen, die wir brauchten, wohin unsere Kinder auf die höheren Schulen geschickt wurden, wo manche von ihnen später Arbeit suchten und sich niederließen. Dorthin hatten wir verwandtschaftliche oder geschäftliche Beziehungen, dorthin führten unsere Reisen.

Vielleicht deshalb, weil alle unsere Interessen in die eine Richtung gebunden waren, war die Brücke, und das, was sich möglicherweise auf der anderen Seite befand, ohne jede Bedeutung für uns.

Manchmal kamen stille, zigeunerhafte Wesen von drüben über die Brücke, huschten, leise miteinander schwatzend und einander zunickend, durch die Stadt, und verloren sich irgendwo in den Wäldern oder im Land, das jenseits der Wälder lag. Wir kümmerten uns nicht um sie, wenn sie herüberkamen, sondern gingen weiter unseren Geschäften nach. Wo sie hingingen, wusste niemand.

Später wurde die Stadt aufgegeben. Es kam der Befehl, binnen drei Monaten die Stadt zu verlassen, wir würden anderswo angesiedelt werden. Ich war eine der letzten, die fortgebracht wurden, es hatte Schwierigkeiten gegeben, Familienangehörige von mir zu finden in dem Land jenseits des Waldes. Ich sah das Sterben der Stadt. Die unbewohnten Häuser stürzten überraschend schnell ein, die Straßen brachen auf und Grasbüschel sprossen in den Spalten, der Stadtbrunnen bemooste sich, Gestrüpp wucherte überall. Als die letzten Menschen fortgebracht wurden, sah die Stadt aus, als wäre sie schon Jahrhunderte lang verlassen. Später wurde auch verboten, von ihr zu reden. Einige meinten, das sei wegen der Brücke gewesen.

Menschheit nottut, was die Menschheit will. Die Zellen tun das ihre, der Mensch tut das seine.“

## **Die Zellen**

Li Guo sagte:

Bis heute sind die Zellen der Meinung, der Mensch sei nicht als eine Arbeitsgemeinschaft zur Förderung ihrer Interessen.

## **Der Bericht des 44. Abtes**

Und als ich kam nach Schläferstadt, da hatte sie hohe Mauern und eiserne Tore, und Wächter davor in Harnisch, die keinen hereinließen oder hinaus.

Doch neben den Toren waren die Mauern geborsten, und durch die Breschen zog das Volk ein und aus, und Händler kamen und gingen, als ob da keine Mauern wären.

Auf den Mauern hatten sie schreckliche Kanonen stehen, deren jede wohl hundert Feinde auf einmal mit einer Kugel zermalmen konnte. Tag und Nacht standen Kanoniere bereit, putzten die Rohre, schleppten Pulver an und Kugeln, um die Stadt zu schützen.

Doch die Rohre waren gedankenlos teils auf den Himmel gerichtet, teils auf die Plätze der Stadt oder auf die andern Kanonen, die auf den Mauern standen.

Begriff von Kausalität an Hand von Knöpfen gebildet haben, und Kindern, die das an Hand von Hunden taten. Und schon die Einjährigen sind fasziniert von Schaltern. So einfach ist es, eine Wirkung zu erzielen. Einmal drücken: Fernseher geht an. Noch einmal drücken: Toaster geht an. Ein drittes Mal drücken: Staubsauger heult. Ein viertes Mal drücken: Mixer geht an. Ein fünftes Mal drücken: Sicherung geht kaputt.“

## **Dichtung**

Der achtzehnte Abt äußerte sich einmal zum Thema Dichtung: Wörter sind nur Wörter.

Das Wort „Mensch“ ist nicht der Mensch.

Auch der Begriff „Mensch“ ist nicht der Mensch.

Der Mensch ist mehr, als je ein Wort erfassen kann.

Die Welt ist mehr, als jemals alle Wörter erfassen können.

Unsere Krankheit ist, die Wörter mit den Dingen zu verwechseln.

Wer nicht die Wörter mit den Dingen verwechselt, verwechselt die Begriffe mit den Dingen.

Das Wort ist nur der Finger, der auf den Mond zeigt, sagt der Meister.

Der Mond ist der Mond, und ist vom Wort unerreichbar.

Aber weil das Wort nicht der Mond ist, und weil ich doch nur das Wort habe, um den Mond zu bezeichnen, hat der Meister recht, der sagt: „Es gibt keinen Mond“.

Und doch gibt es das Wort.

Das Wort „Wort“ ist nicht *das Wort*, aber es ist ein Wort.

Das Wort ist nicht die Wirklichkeit, aber das Wort ist wirklich.

Ob ich schreibe: „An dieser Stelle befindet sich ein Exemplar der Gattung Homo sapiens in aufrechter Haltung“, oder ob ich schreibe: „Hier steht ein Mensch“ - für das Polizeiprotokoll ist das genau dasselbe.

Aber es sind zwei verschiedene Gedichte.

Das Wort geht hervor aus einer Bewegung in einem Menschen und bewirkt eine Bewegung in einem anderen Menschen.

Diese Bewegungen sind wirklich.

Die Dichtung verwechselt das Wort nicht mit der Wirklichkeit, aber sie begreift die Wirklichkeit des Wortes, eine Wirklichkeit, die genauso wenig mit Worten erfasst werden kann wie jede andere Wirklichkeit.

Wenn ein Dichter schreibt: „Hier steht ein Mensch“, tut er das nicht, um dich darüber zu informieren, dass hier ein Mensch steht.

Was der Dichter sagt, sagt er nicht, um dir zu sagen, was er sagt.

Er sagt es, um dir zu sagen, was nicht gesagt werden kann.

## Dichtung II

Der neunzehnte Abt ergänzte:

„Selbstverständlich hat der achtzehnte Abt die Dichtung nur als eine Vorstufe zur Erleuchtung angesehen. Eine sehr niedrige Vorstufe.“

## Der unwissende Abt

Als der vierundvierzigste Abt in sein Amt eingeführt wurde, soll er gesagt haben: „Warum wählt ihr mich? Ich weiß nichts. Ich weiß nicht, warum die Menschen traurig sind. Ich möchte sie gerne froh machen, aber ich weiß nicht, wie. Ich weiß nicht, warum die Menschen Angst haben. Ich möchte ihnen gerne Mut machen, aber ich weiß nicht, wie. Ich weiß nicht, warum die Menschen hassen und gierig sind und einander quälen. Ich glaube, sie sollten es nicht tun, aber vielleicht habe ich nicht recht? Ist es richtig zu wollen, dass alle Menschen so seien wie ich? Will nicht ein jeder, dass alle so seien, wie er, und ist es nicht das, woran die Menschheit so krankt? Ist es richtig, zu wollen, dass die Menschheit gesundet? Ist sie nicht krank, weil zu viele sie heilen wollen? Ihr wählt einen sehr verwirrten Menschen zum Abt!“

## Die Menschheit

Der fünfundvierzigste Abt kritisierte den vierundvierzigsten: „Aus einem Steinchen kannst du kein Mosaikbild legen. Ein Speicherbyte kann keinen Algorithmus ausführen. Ein Elektron hat keine Farbe. Ein Wassermolekül ist nicht nass. Eine Gehirnzelle kann nicht denken.

Milliarden Zellen wirken zusammen, damit ein Mensch gehen, essen, lachen, die Erleuchtung suchen kann. Und doch weiß keine Zelle vom Gehen, Essen, Lachen oder der Suche nach Erleuchtung. Wie kann ein Mensch wissen wollen, was der

Und ich sah sie Gräben ausheben um Wasser auf ihre Felder zu leiten. Und ein jeglicher zog seinen eigenen Graben zu seinem eigenen Feld, dass das Wasser zu wenig war und der Fluss versickerte.

Und ich sah die Schlafenden große Häuser bauen, darin waren riesige Räderwerke. Und die Räderwerke erzeugten Dinge, und wer da viele Dinge hatte, der wurde verehrt. Und die Schlafenden beteten die Dinge an und fürchteten sich vor ihnen und sehnten sich doch danach. Und es schien, als wären die Dinge Herrscher und bewegten die Menschen. Und ich sah sie einander um der Dinge willen erschlagen, und es waren die Dinge, die sie kommandierten.

Und ich sah einen Heiligen durch ihre Straßen laufen, nackt, mit einer Blätterkrone im Haar, der bat all die Schlafenden:

„Wacht auf, wacht doch auf und liebt einander!“

Da machten die Schlafenden einen Lärm, dass keiner ihn hören konnte. Da schrie der Heilige laut, dass sie ihn hören sollten. Und die um ihn waren, schriegen noch lauter. Da fielen dem Heiligen über dem Schreien die Augen zu und er wurde wie sie, und schreiend wälzte er sich mit ihnen durch die Gassen.

Und ich sah ein Weib in einer eisernen Falle gefangen, die hatte eine stählerne Geißel. Und jedes Mal, wenn die Geißel sie traf, schrie das Weib und zerrte an seinen Fesseln. Und jedes Mal, wenn sie an den Fesseln zerrte, zog sie die Geißel auf sich herab. Und sie schrie und winselte um Gnade und wusste nicht, dass sie selbst es war, die sich geißelte. Der Schmerz aber ließ ihre

Auf dem Weg zur Stadt aber saß ein Mann, der hatte Augen von weißem Muschelstein, und er sprach von Morgen bis Abend:

„Dies ist die Stadt der Großen, dies ist die Stadt der Erleuchteten, dies ist die Stadt der Mächtigen“. Und wer ihn hörte, dem schlossen sich die Augen und er verfiel gehend in Schlaf.

Und ich sah die Menge der Menschen in den Straßen taumeln mit geschlossenen Augen, aneinander stoßend, stolpernd und stürzend. Und er sah sie einer auf den andern treten und einer unterm andern sich winden, sich die Gesichter zerstoßend und die Haut abschürfend.

Da schlug ich die Hände vors Gesicht, um nichts mehr zu sehen, und meine Lider wurden schwer, und meine Augen schlossen sich. Und als ich in Schlaf gefallen war, stolperte und stieß ich mit den anderen Schlafenden, trat und wand mich und schlug mir die Lippen blutig an scharfen Steinen.

Da sprach mein Herz zu mir: „Wenn du die Augen öffnest, werde ich bluten. Öffnest du sie aber nicht, werde ich zu Stein verhärten.“

Mühsam tat ich die Augen auf, und wie ein Blitz stach mich das Leid, und mein Herz blutete.

Und ich sah die Schlafenden durcheinander taumeln wie Maden in einem Käse.

Ich sah schwarzbärtige Männer zusammengekrümmt an der Brust ihrer Mutter saugen, und sie klammerten sich gierig an das welke Fleisch und wollten nicht davon lassen.

Ich sah Mütter, die ihre Kinder im Schoß zurückhielten, mit geschwellenen Adern im blauen Gesicht und vom Krampf versteinerten Schenkeln.

Ich sah Greise im Sand mit Goldklumpen spielen und sie zahnlos geifernd einander entreißen.

Ich sah Großmütter, die ihre Töchter ritten und sie mit scharfen Sporen stachen. Doch den Enkel hielten sie im Arm und besabberten ihn mit Speichel.

Und ich sah auf dem Marktplatz Männer, die einander mit Keulen erschlugen und über die Erschlagenen fielen.

Und ich sah Kinder mit großen staunenden Augen, die wurden in große Häuser getrieben. Dort drückte man ihnen die Augen zu, und wem sie nicht zubliefen, dem drückte man sie aus.

Und ich sah ein Mädchen an der Straße sitzen mit entblößten Apfelbrüsten, die sagte zu mir:

„Du sollst mich besitzen und mit meinen Brüsten spielen, nur du allein, wenn du nur mich besitzen willst und keine sonst. Sieh und sag, dass ich schöner bin als alle andern.“

Und das sagte sie jedem, der vorüberging.

Und ich sah die Jungen sich miteinander paaren, einander verschlingen und verzehren, und erschöpft von einander fallen mit Überdruß und Hass im Gesicht.

Ich sah einen Platz, da tanzten Krüppel, und Taube spielten ihnen auf. Und um den Platz herum standen andere Krüppel, die lachten mit schrillen Schreien über die Tanzenden. Und sie waren

doch schlafend und taub und konnten sie weder hören noch sehen.

Ich sah Bettler ihre Lumpen miteinander messen und einander bespucken vor Eifersucht.

Und ich sah Menschen, die hatte man in Ställe gepfercht zu Hunderten übereinander. Und sie bissen einander tot und erstickten einander mit ihren Gliedern. Und sie heulten vor Todesangst und Einsamkeit.

Und ich sah einen Großen in einem goldenen Palast. Zehn Diener trugen ihm Speisen auf und zehn schoben sie ihm in den Mund, zehn schleppten ihm Kleider herbei und zehn zogen sie ihm an, zehn trugen ihn durch den Palast und zehn schrien: „Platz da, Platz da!“ Hinter jedem Diener aber ging ein Bewaffneter, der ihn bedrohte. Und im Herzen des Großen heulten das Misstrauen und die Angst.

Und ich sah einen Platz, da wurde den Armen die Haut abgezogen um einen Teller Suppe. Aber nicht eines jeden Haut wurde genommen. Da stießen sie sich und traten einander, um früher beschaut zu werden.

Und ich sah welche, die schmiedeten stählerne Krücken ohne Rast, bis sie krank waren und nicht mehr gehen konnten. Dann nahmen sie die Krücken und hinkten davon.

Ich sah Männer, die bauten ein Haus, und wo die einen die Mauern auftürmten, huben die andern den Keller aus. Da stürzten die Mauern ein und begruben die Bauleute.

Wende dieses Gleichnis auf dein eigenes Selbst an, und du wirst so etwas wie Selbsterkenntnis erreichen.“

„Wie aber soll ich das tun?“ fragte einer der Schüler.

„Das ist deine Sache!“ sagte der Abt und ging zum Mittagessen.

### **Mandragora und die Logik**

„Mandragora officinarum, die Alraune“, so erzählte Rabbi Ephraim Eser, „galt früher als Zauberwurzel. Sie gab alten Männern ihre Potenz zurück, bewirkte wundersame Geldvermehrung und gestattete überhaupt ihrem Besitzer allerhand Zaubereien. Allerdings: wer starb, solange er im Besitz des Galgenmännleins war - so wurde die Wurzel auch genannt, weil sie menschenähnliche Gestalt hatte und angeblich unterm Galgen wuchs - wer also als Alraunenbesitzer starb, den holte der Teufel. Man musste also trachten, die Alraune rechtzeitig wieder loszuwerden. Verlieren, wegwerfen oder verschenken galt allerdings nicht. Das Galgenmännlein musste verkauft werden. Und zwar - diese Regel hatte der Teufel schlauerweise erfunden - musste man sie billiger verkaufen, als man sie gekauft hatte, und diese Regel auch dem Käufer mitteilen. Der Teufel rechnete natürlich damit, dass die Alraunen schnell von Hand zu Hand gehen würden, weil jeder trachten würde, sie loszuwerden, nachdem er seine Wünsche mit ihrer Hilfe erfüllt hatte. So musste der Preis sehr schnell auf ein Niveau sinken, das nicht mehr unterboten werden konnte, und der Teufel bekam wieder einmal

Hände zu Fäusten verkrampfen, und in den Fäusten hielt sie selber die Knoten der Fesseln. Doch vor Schmerz ließ sie sie nicht los und wusste nicht, dass sie selbst ihre Fesseln hielt.

Da fasste mich das Mitleid und ich wollte ihr gütig zureden, um den Krampf zu lösen, damit ich ihr die Fesseln abnehmen konnte. Doch als ich zu ihr sprach, da fürchtete sie sich und schrie, und konnte mich nicht hören.

Da fasste mich eine große Bangigkeit und mein Herz blutete noch mehr. Und ich wollte fort, fort aus Schläferstadt und begann zu laufen. Und als ich lief, da sah ich, dass die Stadt gebaut war außen um ihre Mauern herum, und es gab kein Draußen! Da war mein Schrecken groß.

### **Denkmöglich**

Im Nachlass des vierundvierzigsten Abtes fand sich die folgende Notiz:

„Und kann es nicht sein, dass diejenigen, die dahinleben, ohne viel nachzudenken, das bessere Teil erwählt haben? Kann es nicht sein, dass das Konsumieren von immer neuen Gebrauchsgegenständen einfach *die* neue Weise ist, mit menschlicher Kreativität, die ja all das hergestellt hat, zu kommunizieren? Kann es nicht sein, dass einfach alles gut ist, so wie es ist, der Lärm, das Glitzern, das laute Lachen, nur ich bin krank?“

## Die Landkarte

„Jeder Versuch, dich selbst vollkommen zu erkennen, ist zum Scheitern verurteilt“, lehrte der dreizehnte Abt. „Aus demselben Grund, wie es nicht möglich ist, innerhalb eines Landes eine vollkommene Landkarte dieses Landes aufzuzeichnen. Wollte man eine exakte Landkarte, sagen wir im Maßstab 1:100.000 anlegen, so müsste an einer bestimmten Stelle der Landkarte, sagen wir, innerhalb der Grenzen der Hauptstadt, ein Abbild der Landkarte zu sehen sein, und an der entsprechenden Stelle dieses Abbilds müsste ein Abbild des Abbilds der Landkarte zu sehen sein, und so weiter in alle Unendlichkeit.

Der Versuch, dich selbst zu erkennen, bedeutet, ein Abbild deiner selbst in deinem Gehirn zu erzeugen. Da dein Gehirn nur ein Teil deiner selbst ist, muss es notgedrungen ein verkleinertes Abbild sein. Und dieses verkleinerte Abbild deiner selbst muss auch das Abbild deines Gehirns enthalten, und zwar deines Gehirns wie es ein Abbild deiner selbst erzeugt inklusive deines Gehirns, wie es... und so weiter, bis in alle Unendlichkeit.

Erschwert wird dieser Vorgang noch dadurch, dass du ja nicht ein stillstehendes Abbild deiner selbst in irgendeinem beliebigen Augenblick zu erzeugen wünschst, sondern ein bewegtes Abbild, das dein Werden und Wachsen darstellt, dein Denken, Fühlen, Handeln, dein Streben nach Erleuchtung und Selbsterkenntnis. Jedenfalls wäre nur ein solches Abbild der Bezeichnung Selbsterkenntnis würdig.

Eine weitere Erschwernis besteht in der Grobkörnigkeit unseres Gehirns. Bei einer Bleistiftzeichnung wird der Feinheit der Details durch die Größe der Graphitkörnchen die Grenze gezogen. Bei einem Fernsehschirm ist es die Größe der einzelnen Lichtpunkte, die die Feinheit der Details beschränkt. Nehmen wir einen Fernsehschirm mit zehntausend Lichtpunkten an. Wir filmen den Fernsehschirm mit einer Kamera ab, so dass er sein eigenes Abbild zeigt. Nun, zunächst scheint es, als ob wir das Paradoxon der Landkarte gelöst hätten: der Fernsehschirm zeigt einen Fernsehschirm, der einen Fernsehschirm zeigt, der einen Fernsehschirm zeigt, der einen Fernsehschirm zeigt... und so weiter. Doch sehen wir genauer hin: Stimmen die Abbilder auch, sind sie genau? Hat der abgebildete Fernsehschirm ebenfalls zehntausend Lichtpunkte? Das ist unmöglich. Der Fernsehschirm kann unmöglich seine eigenen Lichtpunkte in verkleinerter Form wiedergeben, und erst recht nicht die feinen schwarzen Linien zwischen den Lichtpunkten.

Freilich ist es möglich, auf dem Fernsehschirm *Teile* des Fernsehschirms vergrößert wiederzugeben. Doch kann man eine nur teilweise Abbildung nicht gut eine exakte oder vollkommene nennen. Es gibt nur einen Weg, dem Landkartenparadoxon zu entgehen: Das ist die Abbildung im Maßstab eins zu eins. Eine Landkarte, die genauso groß ist, wie das Land selbst. Auf dieser Landkarte stellt ein jeder Berg eben diesen Berg dar, ein jeder Fluss diesen Fluss, ein jedes Haus dieses Haus, ein jeder Vogel diesen Vogel und ein jeder Mensch diesen Menschen.

„Aber wolltest du nicht bei mir bleiben, weil meine Späße und Geschichten dich glücklich machen?“

„O ja, aber jetzt bin ich unglücklich.“

„Dann werden wir uns wohl trennen müssen?“ sagte der Mann traurig.

„O nein, nur das nicht!“ rief der Freund erschrocken.

„Oder soll ich aufhören, die Menschen glücklich zu machen?“

„Nein, das will ich auch nicht.“

Der Mann, der die Menschen glücklich machte, fühlte sich auf einmal sehr unglücklich und ziemlich überflüssig. Am liebsten hätte er seine Fähigkeit, die Menschen glücklich zu machen, seinem Freund geschenkt. Aber wie hätte er das denn tun sollen?

## Schade

Der einundsechzigste Abt erzählte:

Ein Mann ging durch ein Kaufhaus, die Taschen voller Geld. In der Lampenabteilung sah er einen hübschen Lampenschirm.

„Schade, dass ich keinen Lampenschirm brauche. Der hier würde mir gefallen. Ich hätte ihn gerne gekauft.“

In der Taschenabteilung sah er einen Koffer. Aus Leder, mit schönen Messingbeschlägen, und einem guten, stabilen Schloss.

„Was für ein schöner Koffer, der hält sicher viele Jahre. Schade, dass ich schon einen Koffer habe.“

Der Mann ging in die Schuhabteilung. Dort fand er wunderbare Bergschuhe, handgenäht, außen stabil, innen weich gefüttert.

eine Seele. Halbe und Viertelpfennige akzeptierte der Teufel nämlich nicht, der Kaufpreis musste in gültigen Münzen oder Scheinen beglichen werden.

Nun stellt sich die Frage: bis zu welchem Preis ist es halbwegs sicher, eine Alraune zu erwerben? Sicher besteht immer die Möglichkeit eines Unfalls oder einer plötzlichen Erkrankung, die zum Tod führt. Aber wir wissen ja alle, dass kein Mensch je sein Leben im Hinblick darauf einrichtet, dass er jeden Moment sterben könnte. Wir können jedenfalls annehmen, dass jemand, der so denkt, sowieso viel zu fromm ist, um überhaupt den Erwerb einer Alraune in Erwägung zu ziehen. Wir wollen also davon ausgehen, dass Zeit genug bleibt, die Alraune zu verkaufen, und uns nur die Frage nach dem Preis stellen, der uns erlaubt, sie weiterzuverkaufen. Dürfte ein logisch denkender Mensch also eine Alraune um - sagen wir - 500 Gulden kaufen? Sicher, werdet ihr sagen, er wird doch keine Schwierigkeiten haben, einen Käufer zu finden, der sie um 499 Gulden und 99 Pfennige nimmt. Denn dieser, so werdet ihr argumentieren, wird doch keine Schwierigkeiten haben, einen Käufer zu finden, der sie um 499 Gulden, 98 Pfennige nimmt. Denn auch diesen, so werdet ihr zu bedenken geben, trennen noch immer 49.997 mögliche Käufer von jenem theoretischen letzten armen Schlucker, der die Alraune um einen einzigen Pfennig erwerben und folglich nicht mehr weiterverkaufen können wird. Sicherlich aber - so versichert ihr mir - würdet ihr niemals dieser Letzte sein. Kein logisch denkender Mensch würde eine Alraune um einen Pfennig

erwerben, da ihm klar sein müsste, dass er sie nicht mehr weiterverkaufen könnte. Aus diesem Grund freilich dürfte ein folgerichtig denkender Mensch die Wurzel auch nicht um zwei Pfennige kaufen, da ihm klar wäre, dass ihm keiner die Wurzel für einen Pfennig abnehmen würde. Wenn sie aber keiner um zwei Pfennige nimmt, dann darf man sie auch um drei Pfennige nicht kaufen, und wenn sie um drei Pfennige keiner nimmt, darf man sie nicht um vier Pfennige kaufen, wenn einem sein Seelenheil lieb ist. Und so geht es weiter, und ihr seht: ein logisch denkender Mensch, der davon ausgeht, dass alle anderen auch logisch denken, könnte nie eine Alraunwurzel kaufen, und wäre der Preis noch so hoch und scheinbar noch so weit vom tödlichen Minimum entfernt. Doch die menschliche Habgier ist stärker als jede Logik. Ich werde euch sagen, welchen Preis ich für sicher halte: Es mag schwer sein, einen Selbstmörder zu finden, der die Wurzel für einen Pfennig nimmt. Einen Trottel, der sie für zwei Pfennige nimmt, findet man allemal. Also würde ich die Alraune für drei Pfennige nehmen. Und mehr ist auch die menschliche Logik nicht wert, gerade drei Pfennige.“

### **Toleranz**

„Von mir auf andere zu schließen, so habe ich gehört“, schrieb der vierzehnte Abt, „das sei nicht tolerant. Ich aber sage: Von mir auf andere zu schließen, ist die einzige Möglichkeit, die ich

habe, die anderen halbwegs zu verstehen. Und das ist doch wohl die Voraussetzung für Toleranz.“

### **Der Mann und sein Freund**

Der sechzigste Abt erzählte:

Es war einmal ein Mann in Ägypten, der konnte die Menschen glücklich machen. Wo er hinkam, erzählte er den Leuten Geschichten oder Witze, zeigte ihnen Kunststücke oder lehrte sie Lieder, und die Leute lachten und freuten sich. Die Leute kamen auch zu ihm hin und erzählten ihm ihre Sorgen, und er hörte zu, und wenn er einen Rat wusste, dann sagte er ihn. Oft genügte es auch, dass er zuhörte, und die mit ihm redeten, fühlten sich erleichtert und getröstet.

Der Mann hatte auch einen Freund, der ihn immer begleitete.

Eines Tages sagte der Freund zu ihm:

„Ich bin unglücklich.“

Das gab dem Mann einen Stich ins Herz.

„Warum denn? Erzähl mir doch!“

„Wo immer wir hinkommen, stehst du im Mittelpunkt. Du erzählst und bringst die Leute zum Lachen, und sie sprechen mit dir und lächeln dir zu und schütteln dir die Hände. Aber mich beachtet niemand, und wo ich hinkomme, da sagt man höchsten: ‚Hallo, bist du nicht der Freund von dem, der die Menschen glücklich macht?‘ Meinen eigenen Namen wissen sie gar nicht.“

Verderbtheit des Menschengeschlechts zu häufen. Denn diese Beweise dienten ihm als Rechtfertigung seiner eigenen Verderbtheit.

So wuchs seine Macht von Jahr zu Jahr. Und da er seine Kraft immer in den Dienst dessen stellte, der ihm am meisten zu bieten hatten, half er den Reichen noch reicher, und den Mächtigen noch mächtiger zu werden. Bald zitterten der Zar und der Großsultan, der Kaiser und der Papst im fernen Rom vor seinem silbernen Spiegel.

Eines Tages erfuhr er, dass das Kind eines wenig bedeutenden Magiers, den er vor Jahren aus dem Weg geräumt hatte, zu einer lieblichen Jungfrau herangewachsen war, der man überdies außerordentliche Klugheit nachsagte. Er versprach sich einen besonderen Genuss davon, eine Jungfrau zur Umarmung zu zwingen, die wusste, dass er ihren Vater getötet hatte. So begann er auszuforschen, wie er sie in seine Gewalt bringen konnte. Bald erfuhr er, dass sie sich einem jungen Gelehrten verlobt hatte, der ins ferne Paris gezogen war, um dort seine Studien zu vollenden.

Der Magier ließ sie zu sich rufen und eröffnete ihr, dass ihr Verlobter im fernen Paris dem Tod geweiht wäre, wenn sie sich dem Magier nicht hingeben wollte.

„Du ehrst mich“, sprach die Jungfrau, „indem du annimmst, dass ich ein Opfer eher um des Geliebten willen bringen würde, als wenn du mein eigenes Leben bedrohtest. Damit hast du recht.“

„In diesen Schuhen kriegen die Füße sicher niemals Blasen. Es müsste fast sein, als ob man zum Gipfel schwebte. Schade, dass ich gerade keine Bergschuhe brauche.“

So ging der Mann durch das ganze Kaufhaus.

„Schade. So viele schöne Dinge. Aber leider habe ich schon alles, was ich brauche.“

Und weil er das ein bisschen lauter gesagt hatte, schauten ihm die Leute ganz verdutzt nach. Der Mann aber ging pfeifend davon und dachte an etwas anderes.

### **Das Gespräch der drei**

Der dreiundsechzigste Abt gab seinen Schülern einmal die folgende Meditation auf:

Einmal standen drei beieinander. Und weil sie gerade Zeit hatten, erzählten sie sich etwas von früher.

Der eine sagte: „Wir hatten bei uns in der Stadt einen Mann, wenn der den Mund öffnete, kamen Fliegen heraus. Gerade er hielt gern lange Reden, die er furchtbar wichtig nahm und die alle langweilten, und noch dazu waren die Fliegen eine wirkliche Belästigung. Trotzdem schaffte er es, als wichtiger Mann zu gelten, und er wurde sogar in den Rat der Stadt gewählt. Dort sprach er immer nach dem Bürgermeister und wiederholte dessen Vorschläge und Argumente und begründete sie noch einmal im Detail. Bei jeder Ratssitzung verteilte sich ein Fliegenschwarm vom Rathaus über die ganze Stadt.“

Der andere sagte: „Wir hatten einen, dessen Ohr war an seinem Mund angewachsen. Was er redete, konnte nur er verstehen, wir anderen hörten nur ein undeutliches Murmeln. Manchmal schien er Witze zu machen und zu lachen.

Mit seinem anderen Ohr konnte er hören, was wir sagten, aber wenn wir ihn aufforderten, sich uns verständlich zu machen, zum Beispiel durch Zeichen, zuckte er nur mit den Schultern.“

Die dritte sagte: „Wir hatten bei uns eine Frau, der war statt eines Beins eine Axt gewachsen. Alle fürchteten sich vor ihrem Fußtritt, aber sie hatte nie zu treten gelernt, sie konnte auf der Axt nur humpeln und wickelte alte Säcke darum, weil sie sich schämte.“

## Die Macht des Magiers

Zum dreiundzwanzigsten Abt kam einmal ein Schüler und fragte: „Was ist es, Meister, was die Gelehrten *Wirkung und Ursache* nennen? Ist es real, oder ist es Illusion?“

Darauf erzählte der dreiundzwanzigste Abt bei seiner nächsten Predigt das folgende Märchen:

In Alt-Georgien lebte ein grausamer Magier, der die böse Kunst verstand, aus der Ferne zu töten. Er schrieb den Namen des Opfers mit dem Blut einer Eidechse auf einen silbernen Spiegel, und in weniger als einer Woche starb das Opfer. Doch nichts konnte die auf diese Weise herbeigeführten Tode mit dem Magier in Verbindung bringen. Denn seine Opfer starben an einer

Krankheit oder stürzten in einen Abgrund, wurden von einem wilden Tier zerfleischt, von Räubern erschlagen oder gar von einem Verwandten vergiftet. Es kam auch vor, dass sie selbst Hand an sich legten. Immer war es ein Leichtes, eine Ursache für den Tod des Opfers zu benennen, und nie gab es auch nur die geringste Veranlassung, den Magier damit in Verbindung zu bringen.

Der Magier selbst war es, der - vorsichtig, und ohne sich eine echte Blöße zu geben - das Gerücht in Umlauf gebracht hatte, er könne den Tod missliebiger Menschen verursachen. Er hatte die besten Jahre seines Lebens an die Forschungen und Experimente hingegeben, die ihm schließlich den Schlüssel zur Macht über Leben und Tod gebracht hatten, und nun wollte er die Früchte seiner jahrzehntelangen Askese ernten und sich fürs Töten bezahlen lassen. Er übte seine Macht ohne Hemmungen. Er stellte seine Kraft in den Dienst von Mächtigen, er nahm von ihnen Geld, Ehrentitel und Länder. Und von denen, die weder reich noch mächtig waren, nahm er ihre Töchter, Schwestern und Ehefrauen. Die Frauen und Mädchen, die ihm gefielen, rief er zu sich und drohte ihnen, ihren Vater, ihren Gatten oder die Kinder zu töten, wenn sie ihm nicht zu Willen wären. Doch es verschaffte ihm auch Genuss, wenn etwa ein Kaufmann einen Konkurrenten aus dem Weg geräumt haben wollte, und *selbst* seine jungfräuliche Tochter zwang, sich dem Magier hinzugeben. Was er den Menschen zu bieten hatte, rief in ihnen das Schlechteste hervor, und er genoss es, Beweis auf Beweis für die

Macht, und den Glauben an deine Kraft, weil er selber höhere Zwecke verfolgt, die du gar nicht begreifen kannst.“

Der Magier erlebte. Doch dann fasste er sich, und sagte höhnisch: „Nun, dann wird er mir zuliebe auch deinen Geliebten töten, wenn ich es wünsche.“

„Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht sind gerade jetzt seine Zwecke erreicht, hast du deinen Wert für ihn verloren? Wer kann es wissen?“

„Sicher, doch wäre es großer Zufall, wenn es gerade jetzt soweit wäre.“

„Nicht sosehr, denn je länger dein Wirken dauert, um so näher kommt er wohl seinem Ziel. Doch ich will dir sagen, woran ich wirklich glaube: von Anbeginn war es diesen Menschen beschieden, zur gewissen Stunde zu sterben. Und dir war es beschieden, ihre Namen auf einen Spiegel zu schreiben. Mir ist es beschieden, vor deinen Drohungen keine Angst zu haben, und ob es meinem Geliebten beschieden ist, bald zu sterben, werde ich wissen, sobald diese Seite im Buch des Schicksals aufgeschlagen wird.“

Mit diesen Worten ging das Mädchen aus dem Haus des Magiers. Niemand kann sagen, ob nun einfach die Glückssträhne des Magiers zu Ende war, ob seine Kunden den Glauben an ihn verloren, ob er die Witterung für Todgeweihte verlor, ob die Ziele des größeren Magiers hinter ihm erreicht waren, ob das Mädchen seine Kraft gebrochen hatte, indem es seinen Glauben an sich selbst erschüttert hatte, oder ob es eben im Buch des

Doch in diesem Fall hilft dir auch das nicht. Nämlich: Weil ich dich nicht fürchte, weil ich an deine Macht zu töten nicht glaube.“

„Du glaubst also nicht, dass ich deinen Vater getötet habe?“

„Nein.“

„Dann hasst du mich also nicht?“

„Doch, ich hasse dich, mich ekelt vor deinem Charakter. Mir genügt es, dass du töten möchtest, auch wenn du es nicht kannst.“

„Und wie erklärst du dir dann meinen Reichtum, meine Macht, meine Stellung im Reich? Ein jeder weiß doch, wofür ich das alles bekommen habe, wenn es auch keiner offen auszusprechen wagt.“

„Dein Reichtum und deine Macht beweisen nur, dass es Reiche und Mächtige gibt, die an deine Kraft zu töten glauben. Mehr nicht.“

„Ich könnte dir eine kleine Privatvorführung geben. Verwandte hast du freilich keine mehr, aber hast du nicht ein Lieblingskätzchen, ein Schoßhündchen, ein Vögelchen? Oder wie wäre es mit einem völlig Unbeteiligten, dem Hütejungen in deinem Dorf oder der kleinen Tochter deiner Nachbarin?“

„Auch wenn du vor meinen Augen einen Namen auf deinen Spiegel schriebst und der Träger des Namens bald darauf stürbe - ich würde auch dann nicht glauben, dass dein Wille die Ursache dieses Todes war. Ich würde vielleicht glauben, dass es Zufall war.“

„Zufall? Jedes Mal, wenn ich einen Namen auf den Spiegel schreibe, stirbt derjenige! Das nennst du Zufall?“

„Es könnte Zufall sein.“

„Niemals!“

„Ich werde dir ein Gleichnis geben“, sagte das Mädchen. Es nahm eine Kreide, und begann auf dem Tisch Zahlen zu schreiben. „Denke dir einen Kasten. In diesem Kasten sind hundert Kugeln, neunzig schwarze und zehn rote. Sie sind gut durchmischt. Nun greife zehnmal in den Kasten, ohne hineinzublicken, und zieh eine Kugel heraus. Wird es dir gelingen, zehnmal zu ziehen und jedes Mal eine rote Kugel zu finden?“

„Sicher, mit magischen Kräften! Ohne magische Kräfte aber wäre das nicht möglich.“

Das Mädchen schrieb weitere Zahlen auf den Tisch und sagte dann: „Sieh her: Tausend mal tausend mal tausend Menschen leben heute auf der Welt. Wenn jeder von ihnen am Tag hundert Versuche machte - dazu genügt eine halbe Stunde - so würde in den nächsten fünfzehn Jahren es einmal einem gelingen, bei zehn Ziehungen zehn rote Kugeln zu finden.

Oder aber: Nehmen wir fünfhunderttausend Welten wie die unsere, und auf jeder dieser Welten versucht es jeder Mensch nur einmal. Dann wird es wahrscheinlich auf einer dieser Welten einen geben, dem es gelingt. Da dieser eine von den anderen fünfhunderttausend Welten, auf denen der Versuch ebenfalls gemacht wurde, nichts weiß, scheint ihm sein Erfolg jenseits aller Wahrscheinlichkeit zu liegen. Wird er nicht glauben, magische Kräfte hätten ihm geholfen? Doch es war immer noch Zufall.

Sicherlich, deine Treffer sind noch viel, viel unwahrscheinlicher. Aber doch: Wer weiß, wie viele Magier auf wie vielen Welten das Töten aus der Ferne versuchen? Den meisten gelingt es nie, einigen manchmal, einem immer. Dieser eine bist zufällig du.“

„Du hast viele Zahlen verschwendet, um deine Theorie zu belegen, doch mich überzeugt sie nicht“, sagte der Magier.

„Nun gut“, sagte das Mädchen, „wie wäre es mit dieser Theorie: Nicht deine Kräfte sind es, die töten, sondern der böse Wille deiner Auftraggeber. Wie, wenn der Wille zum Töten nur wirksam wird durch den absoluten Glauben, dass der Tod auch eintreten wird. Da du es verstanden hast, dir den Ruf eines perfekten Mörders anzueignen, wird, sobald sie dir die Ausführung überlassen, der Glaube deiner Auftraggeber felsenfest - und bewirkt den Tod ihrer Opfer.“

„Diese Theorie hinkt noch mehr als die erste: Ich töte auch ohne Auftraggeber.“

„Nun, ich habe noch eine: Nicht du bewirkst den Tod deiner Opfer, sondern ihr bevorstehender Tod bewirkt, dass du ihren Namen auf den Spiegel schreibst. Ziehen nicht todgeweihte Tiere die Geier an? Warum sollen nicht Menschen, die den Tod schon in sich tragen, deine Blutgier anziehen?“

Der Magier schien für Sekunden in Gedanken zu versinken. Doch dann fasste er sich und sagte nur: „Lächerlich!“

„Nun, wie wäre es damit: Ein größerer Magier als du bewirkt alle die Tode. Er benützt dich nur, ohne dass du es weißt, um nicht erkannt zu werden. Er überlässt dir die Ehrungen und die

den Dingen reden. Aber wer ihnen Namen gab, der konnte sie rufen, sie gehorchen heißen. Und wer die Welt ordnete, konnte sie beherrschen. Er hatte eine Pyramide aus Begriffen gebaut, an deren oberster Spitze Jahwe stand, von dem alles kam, der alles in sich schloss, der allem befahl. Jahwe, der Mächtige.

Als seine Schwester geboren wurde, kriegte Adam es mit der Angst zu tun. Nun würden es zwei sein wie Lilith, und er nur allein.

Da jagte er, den sie groß und stark gefüttert hatte, Lilith in die Wälder. Und er sagte: ihr Name solle nun Nachtgespenst heißen. Eva aber, als sie zu sprechen begann, erzählte er von einem Mächtigen namens Jahwe, einem, der so war, wie er, doch in allem größer, besser und stärker. Alles kam nun als Befehl von Jahwe, dem Stärkeren, und man musste gehorchen. ER hatte Eva aus Adams Rippe gemacht und befohlen, dass sie Adam gehorchen müsse. ER hatte befohlen, dass sie fruchtbar sein und sich vermehren und die Erde sich untertan machen sollten. Doch Adam litt es nicht in Eden. Das Paradies gehörte nun ihm, er rief den Wolf zu sich und schickte ihn aus, wohin er wollte, er rief das Lamm und den Eber, und alle duckten sich vor ihm. Doch weit hinten in den Wäldern wusste er Lilith, die Schwester der Vögel und Fische, der Pflanzen und Tiere. Und er konnte es nicht ertragen. Wütend riss er die Früchte von den Bäumen, die sich ihm auch willig gegeben hätten. Wütend rannte er ins Wasser, dass es spritzte, obwohl es sich ihm doch willig geteilt hätte.

Schicksals so geschrieben stand: der Magier konnte nie mehr einen Menschen töten, indem er seinen Namen mit Eidechsenblut auf einen Spiegel schrieb.

Der Geliebte des Mädchens kehrte zurück, und die beiden heirateten. Einige Jahre später erzählte sie ihm einmal beiläufig von dem Magier und seinen Drohungen. Ihr Geliebter fiel vor ihr auf die Knie, umarmte sie und küsste sie und dankte ihr bewegt für ihrer beider Rettung. Doch sie wehrte ab und meinte, da der Magier nie wirkliche Macht gehabt hätte, hätte sie auch niemanden retten können.

Nach der Predigt kam der Schüler zum dreiundzwanzigsten Abt.

„Hast du noch eine Frage, mein Sohn?“ fragte der Abt gütig.

„Ja“, sagte der Schüler. „Welche der Theorien des Mädchens ist denn nun die richtige?“

„Gar keine! Der Magier *konnte* aus der Ferne töten. Das einzige, was er nicht konnte, war, die dumme Gans davon überzeugen!“  
Verwirrt schlich der Schüler von dannen.

## Eine Theorie

„Mir persönlich“, sagte der dreiundzwanzigste Abt bei anderer Gelegenheit, „gefällt die Zufallstheorie am besten. Es ist reiner Zufall, ob Steine nach oben oder nach unten fallen oder einfach in der Luft hängen bleiben. Aber wenn es genügend viele Universen gibt, dann wird schon eines darunter sein, in dem zufällig *alle* Steine *immer* nach unten fallen. Zufällig ist es das

unsere. Deswegen muss es in unserem Universum genauso wenig eine Schwerkraft geben wie in den anderen, in denen die Steine wie wild durcheinander wirbeln.“

„Aber ist es nicht doch ein erstaunlicher Zufall“, sagte einer der Schüler, „dass wir gerade in diesem Universum leben?“

„Keineswegs“, sagte der Abt.

„Und wie dürfen wir das verstehen?“ fragte der Schüler.

„Ganz einfach. Wäre es anders, wären wir schon längst von den herumwirbelnden Steinen erschlagen worden.“

## Jedoch

„Jedoch“, sagte der dreiundzwanzigste Abt, „nichts erlaubt uns, irgendeine der Theorien für richtiger zu halten als die anderen. In Wirklichkeit sind sie alle falsch.“

Und drohend blickte er sich um, damit nicht einer der Schüler es wagte, die Frage nach der richtigen Theorie zu stellen.

## Eden

Rabbi Ephraim erzählte:

Im Paradies waren sie zu dritt. Lilith war immer da. Sie war immer da im Hintergrund und immer in Adams Denken. Auch wenn Adam Eva erzählt hatte, dass Jahwe sie aus einer seiner Rippen gemacht hatte; auch wenn er sein Bestes tat, es selbst zu glauben

- in seinem Kopf war immer wie ein Schatten das Wissen da, dass sie beide Liliths Kinder waren.

Adam hatte Lilith vertrieben, als seine Schwester noch zu klein war, irgend jemand zu kennen. Weit, weit ins Dickicht des Dschungels hatte er sie getrieben, in die Sümpfe. Dahin, wo er nie seinen Fuß setzte, weil ihn dort dieses schreckliche Gefühl überfiel, das er *Angst* genannt hatte. *Ihr* würde schon nichts geschehen dort, *sie* war ja gut Freund mit allen Wesen. Die Schwester der Mücken war sie ja, die Schwester der Krokodile, der Schlangen, der Leguane. *Sie* verstand sich ja mit denen, ihr tat keine Giftpflanze etwas zuleide, kein Skorpion stach sie, keine Nessel brannte sie. So sagte sie jedenfalls.

Sie redete mit den Gräsern als Gras, mit den Spinnen als Spinne, mit den Kröten als Kröte. Wusste sie überhaupt, wer sie selbst war? *War* sie überhaupt ein jemand, ein eigenes Selbst? Sie ordnete sich allem unter, passte sich allem an, war alles, also nichts.

Adam wollte nicht nichts sein. Er wollte er selbst sein. Er dachte nicht daran, mit den Fröschen ein Frosch zu sein, mit den Fischen ein Fisch. Ihn kümmerte nicht, dass er als einer der letzten auf die Erde gekommen war. Er wollte der Erste sein. Sollten die anderen sich ihm bequemen! Lilith redete zu allem, aber erst er hatte allem Namen gegeben. *Er* hatte den Wolf Wolf genannt, den Löwen Löwe und das Schaf Schaf. Er hatte das Ahorn Ahorn genannt und die Ulme Ulme. Aber nicht nur das: Er hatte Ahorn und Ulme zu den Bäumen gezählt, Bäume und Blumen aber zu den Pflanzen. Er erst hatte die Welt geordnet. Lilith konnte mit

und die Königin der Amazonen, dass eine Frau zwei Männer nehmen sollte. Doch kann ein Mann leicht zwei Frauen schwängern, während eine Frau von zwei Männern auch nur ein Kind empfangen kann. So wurden bei den Kriegern in jedem Jahr gleich viele Kinder geboren wie zuvor, denn die Zahl der Frauen hatte sich ja nicht vermindert. Dem Stamm der Amazonen aber wurden von Jahr zu Jahr weniger Kinder geboren, da die Zahl der Frauen von Jahr zu Jahr abnahm.

So kam der Tag, an dem die Krieger den Kriegerinnen unschlagbar überlegen waren.

Kann sein, sie haben sie ausgerottet. Kann sein, sie haben den feindlichen Stamm versklavt. Kann sein, sie haben sich auch mit ihnen vereinigt und ihre überzähligen Frauen den überzähligen Männern der Amazonen gegeben. Es muss nicht sein, dass die Amazonen und ihre Nachkommen ausgestorben sind. Aber ihre Sitte, die Frauen in den Krieg zu schicken, musste aussterben.

### **Die Rollen der Geschlechter**

„Nun, was folgern wir daraus?“ fragte der Rabbi, nachdem er das Gleichnis von den Amazonen erzählt hatte.

„Dass wegen ihrer Rolle in der Fortpflanzung die Frauen den Männern eben doch unterlegen sind“, antwortete einer der Schüler.

„Dass wegen ihrer Rolle in der Fortpflanzung die Männer sich besser zum Kanonenfutter eignen“, antwortete ein anderer.

Alles musste ihm gehorchen, er wollte sich nicht beschenken lassen.

Und damit auch Eva seiner Herrschaft Tribut zollen sollte, wählte er einen Baum aus und verbot Eva, von diesem Baum zu essen. Jahwe habe es so befohlen, so sagte er. Tage- und nächtelang lag Adam hinter dem Baum auf der Lauer. Und endlich ertappte er sie, wie sie eine Frucht von dem Baum brach. Da hatte er nun eine Genossin, eine, die ebenso schuldig war wie er. Und er erklärte ihr, was gut und böse war, denn wie er die Dinge geordnet hatte, so hatte er auch die Taten geordnet und eingeteilt. Und Adam sagte Eva, dass sie nun fort müssten aus Eden.

Und er zog mit ihr fort, weit fort von dem Garten Liliths und von den Wäldern, in denen die Vertriebene hauste. In der dünnen Steppe hackte er seine Wut in den kargen Boden, verletzte die Erde und riss sie auf, und entriss ihr gewaltsam das Brot, um nicht mehr demütig empfangen zu müssen. Sein saurer Schweiß tropfte in den Acker. Sein erster Sohn aber war ein Mörder.

### **Der Wolf**

Der 32. Abt erzählte: Als in Europa der letzte Wolf geschossen wurde, wusste noch gar niemand, dass dieser nun also der letzte war.

## Die Amazonen

Wie wir schon früher gesehen haben, wendete Rabbi Eser die Gesetze der Evolution nicht bloß auf die biologische Natur des Menschen, sondern auch auf seine Kultur an. So stellte er einmal die Frage:

Warum wohl sind es die Männer, die in den Krieg ziehen, und nicht die Frauen? Warum gibt es keine Amazonen? Ist es, weil die Männer böse sind, die Frauen aber gut? Liegt es an den Hormonen? Oder daran, dass die Männer mehr Muskeln haben? Liegt es daran, dass die Frauen durch ihre Babys behindert sind oder durch ihre Schwangerschaft?

Ich erzähle euch ein Gleichnis: Zu einer Zeit lebten in einem Land ein Stamm von Kriegern und ein Stamm von Amazonen. Es waren freilich nicht solche Amazonen, von denen uns die griechische Sage berichtet, dass sie ihre Söhne töteten. Es war in diesem Stamm einfach Sitte, dass die Frauen in den Krieg zogen, während die Männer das Heim und die Kinder hüteten. Eines Tages kränkte der Fürst der Krieger die Königin der Amazonen. Die sandte ihm eine Botin mit der Botschaft: „Du hast mich zutiefst gekränkt, es muss Krieg geben. Schicke all deine sechzehnjährigen Krieger in die Schlacht, so werde ich alle meine sechzehnjährigen Kriegerinnen senden“. Denn in diesen jungen Jahren hatten damals Krieger wie Kriegerinnen die höchste Kampfkraft. Tausend blühende Jünglinge zogen gegen tausend blühende Mädchen in den Kampf, und es war grauenhaft anzusehen, wie sie sich niedermetzelten, anstatt, wie es ihrem Alter

gebührt hätte, miteinander das Liebesspiel zu treiben. Beide Heere waren gleich wütend und gleich stark, und so kam es zu keinem Sieg. Aber fünfhundert Jünglinge und fünfhundert Mädchen blieben tot auf dem Schlachtfeld. Es war ein Entsetzen ohnegleichen.

Im nächsten Jahr sandte die Königin wieder eine Botin an den Fürsten: „Unser Kampf ist nicht entschieden. Schicke wiederum deine Sechzehnjährigen gegen meine!“ Und wiederum tobte der Kampf, und wieder waren die Heere gleich stark, und wieder blieben fünfhundert Jünglinge und fünfhundert Mädchen auf dem Feld.

Und so ging es Jahr um Jahr. Der Anlass des Kampfes war längst vergessen, der Hass beherrschte die beiden Völker, niemand fragte mehr nach dem Grund für die jährliche Schlacht, sie war selbstverständlich geworden. Und jedes Jahr fiel die Hälfte der jungen Krieger und Kriegerinnen.

Die Jahre gingen dahin, und schon waren es die Söhne der ursprünglichen Kämpfer, die gegen die Töchter der ursprünglichen Kämpferinnen antraten. Doch da sahen die Amazonen mit Schrecken, dass sie nicht genug Kriegerinnen waren, um den Männern standzuhalten. Was war geschehen?

Jahr für Jahr waren fünfhundert Krieger aus der Schlacht heimgekehrt und hatten zu Hause tausend Mädchen ihres Alters vorgefunden. Auf der anderen Seite fanden fünfhundert Kriegerinnen in ihrem Stamm tausend heiratsfähige Männer vor. So hatte der Fürst der Krieger befohlen, dass ein Mann zwei Frauen,

eine Frau, die etwas davon verstand, die Leitung zu übernehmen. Das war früher auch so gewesen. Das Neue war, dass sie jetzt nicht mehr von der Hand in den Mund lebten. Sie konnten mehr erzeugen, als sie verbrauchten. Sie konnten einen Vorrat anlegen. Da hatten sie etwas für schlechte Zeiten, ein Sicherheitspolster, wenn es einmal eine Dürre geben sollte oder eine Überschwemmung. Und wenn die Vorräte groß genug waren, konnten sie auch etwas davon in die Zukunft investieren. Wenn sie genug Korn eingelagert hatten, konnten sie es sich zum Beispiel erlauben, im nächsten Jahr ein paar Äcker weniger anzubauen. Ein Teil der Leute konnte stattdessen einen Bewässerungskanal graben, so dass im übernächsten Jahr die Ernte noch reicher ausfiel und der Überschuss noch größer wurde. Dann konnten sie es sich entweder bequemer machen oder den Überschuss wieder in etwas anderes investieren. Wenn nicht alle auf den Äckern gebraucht wurden, konnte sich eins auf das Schmieden spezialisieren und ein anderes auf das Töpfern und so weiter, und diese Künste weiterentwickeln, was wiederum in späteren Jahren die Arbeit von allen erleichterte. Genauso gut konnten sie es auch einigen gestatten, sich aufs Heilen, aufs Beten oder aufs Dichten von Liedern zu spezialisieren, was zwar nicht den Überschuss erhöhte, aber das Leben für alle angenehmer und reicher machte. So hielt langsam und gemächlich der Fortschritt seinen Einzug auf der Jadeinsel: Schmuck wurde erzeugt, Bilder wurden gemalt und Statuen gemeißelt, Lieder und

Welchem der beiden, wenn überhaupt einem, der Rabbi Recht gab, berichtet die Legende nicht.

## Die Amazonen II

„Dein Gleichnis lehrt uns also“, meinte einer der Schüler, „dass uns die Tatsache, dass es in der Regel nur Krieger und keine Kriegerinnen gibt, nicht zu der Annahme berechtigt, dass die Frau eine schlechtere Kämpferin ist als der Mann.“

Dem stimmte der Rabbi zu.

„Aber sind wir nicht zur Annahme berechtigt, dass die Frau jedenfalls keine wesentlich bessere Kämpferin ist als der Mann? Hätten die Amazonen die Männer regelmäßig besiegt, so hätten sie doch ihrer Fortpflanzungsrolle unbeeinträchtigt nachkommen können.“

Dem stimmte der Rabbi nicht zu: „Selbst ein Sieg kann nicht ohne Verluste errungen werden, und jeder Verlust von Frauenleben würde sich sofort auf die Zahl der Nachkommen auswirken. Freilich könnten im Fall eines Sieges die Amazonen ihre Verluste aus den Reihen der Besiegten ausgleichen. Aber stelle dir zwei Landstriche vor. In dem einen Landstrich leben Kriegerstämme, in dem anderen Amazonen. Hin und wieder mag es Zusammenstöße zwischen Kriegern und Amazonen geben. Die meisten der Kriege, die geführt werden, führen aber Kriegerstämme untereinander und Amazonenstämme untereinander. Die Amazonenstämme würden einander Verluste

zufügen, und die Kriegerstämme würden einander Verluste zufügen. Doch die Verluste der Amazonen würden sich wiederum krass auf die Nachkommenzahl auswirken, und die Amazonenstämme würden sich selbst dezimieren, oder könnten sich jedenfalls nicht so schnell vermehren wie die Kriegerstämme. Sogar, wenn die einzelne Frau dem einzelnen Mann im Kampf wesentlich überlegen wäre, wären die Amazonenstämme den Kriegerstämmen unterlegen.“

„Man sollte meinen“, sagte Rabbi Eser, „dass eine solche Frage, wie, ob Frauen oder Männer in den Krieg ziehen sollen, doch irgendwie dem menschlichen Willen unterworfen sein sollte, dass die Menschen sich für das eine oder das andere entscheiden können müssten. Wie sich zeigt, sollte man aber genau das eben nicht meinen.“

## **Stau**

„Wo viele Menschen zusammenleben“, pflegte Rabbi Eser zu sagen, „geschehen ständig Dinge, die keiner gewollt hat. Will denn irgendwer den Stau? Will denn irgend jemand wie ein Idiot in einer Kolonne mitten auf der Autobahn herumstehen und schwitzen? Nein, im Gegenteil, alle wollen möglichst schnell irgendwohin kommen. Genau dadurch entsteht der Stau.“

„Erst wenn die Menschheit lernt, den Stau zu vermeiden“, sagte Rabbi Eser, „besteht Hoffnung für ihr weiteres Überleben.“

Kriege, Wirtschaftskrisen und andere unerfreuliche Vorgänge würden auf ganz ähnliche Weise zustande kommen wie der Stau, behauptete Rabbi Eser.

## **Das Märchen vom Fortschritt**

Um seine Ansichten weiter zu untermauern, erzählte Rabbi Ephraim Eser seinen Schülern das Märchen vom Fortschritt: Stellt euch zwei Inseln vor, zwei große Inseln, groß genug, um mehreren Ländern Platz zu bieten. Beide Inseln sind von Menschen bewohnt, aber keine weiß von der anderen. Nennen wir die eine die Jadeinsel und die andere die Kupferinsel. Auf beiden Inseln lernten die Menschen eines Tages, den Acker zu bebauen. Damit beginnt ja die Geschichte des Fortschritts, mit dem Bebauen des Ackers. Auf der Jadeinsel war es nun so, dass das Land überall gleich gut geeignet war, um Äcker darauf anzulegen, und so verwandelten die Stämme sich alle so ziemlich zur gleichen Zeit von Jägern in Ackerbauern. Sie behielten viele ihrer Jägersitten bei. So, wie sie früher gemeinsam gejagt hatten, arbeiteten sie jetzt gemeinsam auf den Äckern. Das Land gehörte niemandem - oder allen. Wenn es gemeinsame Angelegenheiten zu entscheiden gab, versammelten sich die Dorfbewohner und besprachen die Sache. Sie wählten keine Anführer, aber wenn es eine bestimmte Sache zu organisieren gab, zum Beispiel ein neues Waldstück zu roden, oder ein Gemeindehaus zu bauen, oder einen Jagdzug zu unternehmen, dann baten sie einen Mann oder

Früchte des Fortschritts verzichten muss. Und es kommt auch nicht unbedingt so sehr darauf an, wie hoch der Überschuss pro Kopf ist. Je größer das Reich, umso höher die Steuereinnahmen. Und so wurde die Kupferinsel eine Welt des Kampfes, des Eroberns und Ausbeutens, und der Fortschritt schritt immer schneller voran.

Und die Jadeinsel? Auf der Jadeinsel lebten die Menschen ein gemächliches Leben, feierten Feste und tanzten, dichteten Lieder, machten Kinder, und das Fernsehen und der elektrische Dosenöffner wurden dort erst zehntausend Jahre später erfunden.

### **Das Kloster der Erleuchteten und die Frauen**

Vom vierzehnten Abt erzählt man, dass er einmal gefragt wurde, warum das Kloster keine Frauen aufnehme. Der Abt rieb sich erstaunt die Augen, blickte sich um, und sagte: „Keine Frauen? Tatsächlich, es sind keine Frauen da. Es ist mir noch nie aufgefallen. Ich denke, es haben sich keine angemeldet. Ich weiß auch nicht, warum. Vielleicht *sind* sie schon erleuchtet?“

Diese Bemerkung wurde dem vierzehnten Abt als Zynismus ausgelegt.

### **Eine andere Legende**

Es gibt eine andere Legende, die besagt, dass der vierzehnte Abt gar nicht wusste, wie recht er hatte.

Epen wurden gedichtet, die Kleider wurden schöner und die Tänze komplizierter.

Auch auf der Kupferinsel lernten die Menschen den Acker zu bebauen. Allerdings war auf der Kupferinsel nur ungefähr die Hälfte des Landes günstig für den Ackerbau, die andere Hälfte war gebirgig oder zu trocken. So blieb ein Teil der Stämme bei der Jagd, und nur ein Teil lernte Getreide zu pflanzen und Vieh zu züchten. Zunächst ging bei denen alles seinen Gang wie bei den Leuten auf der Jadeinsel. Sie hielten an ihren Stammesbräuchen fest und brachten es zu einem gemächlichen Wohlstand. Eines Tages allerdings geschah etwas, was die Geschichte der Kupferinsel gewaltig veränderte. Ein Jägerstamm stieß auf der Suche nach neuen Jagdgründen auf ein fruchtbares Tal, das von Bauern besiedelt war. Auf den Weiden grasten seltsame Tiere, die die Jäger nicht kannten. Und diese Tiere benahmen sich auch recht seltsam: Sie liefen nicht davon, wenn sie Menschen sahen. Eine solche Jagd hatten sie noch nie erlebt, diese Jagdgründe waren fetter als die, von denen die Legenden der Alten erzählten. Und so gewöhnten sie sich an, die Bauern regelmäßig zu überfallen und auszurauben. Nicht, dass ihr glaubt, sie wären plötzlich schlechte Menschen geworden. Sie blieben einfach bei ihrer gewohnten Erwerbsweise und wandten sie nur auf ein neues Wild an, den Bauern mit seinem Vieh und seinen Kornvorräten. Untereinander blieben sie freundlich und hilfsbereit wie eh und je, teilten die Beute miteinander, regelten gemeinsam ihre Angelegenheiten und waren lieb zu ihren

Kindern. Sie waren Jäger, keine Krieger, und trotzdem brachten sie den Krieg in die Welt. Der Krieg war etwas Neues. Sicher, wenn ein Jägerstamm wuchs und sich teilte, dann konnte es passieren, dass die neue Gruppe in fremde Jagdgründe eindrang. Dann gab es Kampf. Aber solange die Menschen wenige waren und die Welt weit, endete der Kampf damit, dass eine Gruppe in unerschlossene Jagdgründe auswich. Doch es hätte wenig Sinn gehabt, wenn Jägerstämme einander überfielen und ausraubten. Jäger haben ja kaum Vorräte, sie leben von der Hand in den Mund und jagen nicht mehr, als sie aufessen können. Was soll man da rauben. Ein Bauernstamm aber kann sich immer wieder von den Raubzügen erholen und wieder beraubt werden. Mit der Zeit gingen die Jäger sogar dazu über, Verträge mit den Bauern abzuschließen: sie versprachen ihnen, sie nicht zu berauben, wenn die Bauern freiwillig ihren Tribut ablieferten. Und so wurden die Jäger zu Herrschern und Kriegern, und die Bauern wurden ihre Knechte. Und jetzt passierte etwas Eigenartiges: Obwohl die Herrscher und Krieger ja nichts arbeiteten und außerdem einen ganz schönen Teil von dem, was die Bauern erzeugten, verprassten, blieb der Gemeinschaft als Ganzes ein größerer Überschuss als den Bauern früher, als sie noch frei waren. Die Bauern behielten jetzt weniger von dem, was sie erzeugten, und sie erzeugten mehr als früher. Früher, als sie frei über ihre Zeiteinteilung entscheiden konnten, hatten sie natürlich nicht das Äußerste geleistet, was ein Mensch leisten kann, und sie hatten sich nicht mit dem Notwendigsten begnügt,

was ein Mensch braucht. Welcher freie Mensch, der bei Sinnen ist, würde das tun? Aber das war es genau, wozu die Krieger sie zwangen. Und weil diese Krieger-Bauerngemeinschaft einen größeren Überschuss erzeugte als jede andere Gemeinschaft, konnten hier mehr Bewässerungskanäle angelegt werden, mehr Werkzeuge geschmiedet werden, mehr Erfindungen gemacht werden als anderswo. Es konnten mehr Waffen und bessere Befestigungen gebaut werden, und es konnten auch mehr Tempel gebaut und mehr Priester durchgefüttert werden als anderswo. Mit einem Satz: Eine solche Gemeinschaft war allen anderen überlegen, sie konnte sich schneller vermehren und konnte andere Gemeinschaften unterwerfen und ihnen dieselbe Lebensweise aufzwingen. Der Fortschritt kam hier einfach schneller voran. Dieser Fortschritt bestand zum größten Teil aus Fortschritten in der Waffentechnik. Aber was die Schmiede beim Schmieden von Schwertern lernen, kommt bald auch den Pflügen zugute, was die Architekten beim Bauen von Burgen lernen, kommt auch den Aquädukten zugute. Da die fortschrittlicheren Gemeinschaften natürlich ihren Vorsprung dazu benutzten, die rückschrittlicheren zu unterwerfen, wurde der Wettbewerb um den Fortschritt gewaltig angestachelt. Wer mehr Überschuss erzeugen konnte, konnte die anderen unterwerfen. Der Überschuss wird durch technische Fortschritte erhöht. Aber egal, wie weit die Technik fortgeschritten ist, man kann den Überschuss immer noch ein Stück erhöhen, wenn ein Teil der Gemeinschaft nur das Nötigste kriegt, und zugunsten des Fortschritts auf die

Menschen hocken hinter den Fenstern und lugen durch Perlenschnüre und Jalousien, durch Spitzenvorhänge und Rollbalken und halten den Atem an. Hinter den Mauern aber herrscht erregtes Treiben. In allen Kirchen und Kapellen werden Bittgottesdienste abgehalten, in den Gängen und Gässchen laufen aufgeschreckte Pfäfflein durcheinander, grimmige Schweizergardisten bewachen die Tore, und über der Vatikanstadt kreisen Spezialhubschrauber der Feuerwehr, die sonst zur Bekämpfung von Waldbränden eingesetzt werden. Statt gewöhnlicher Wasserbomben haben sie Weihwasser an Bord. Der Papst aber liegt in der hermetisch abgeriegelten Peterskirche auf den Knien, ins Gebet versunken, klein und zerbrechlich unter der riesigen Kuppel.

Carlotta und ihre Getreuen steigen von ihren Maschinen, nehmen ihre schwarzen Helme mit den silbernen Visieren ab und schütteln ihre Mähnen. Alle außer Gloria. Dann gibt Carlotta mit ihrem schwarzbehaarschten Finger ein Zeichen, und Brunhilde die breitbrüstige brüllt: „Gebt uns den Papst heraus, wir wollen den Papst!“

„Niemand!“ tönt der Chor der Schweizergardisten wie aus einem Munde.

„Gut,“ brandet Brunhildes brummiger Bass auf, „dann holen wir ihn!“

Langsam und unbeschreiblich cool ziehen die Sieben ihre Lederkombinationen aus, unter denen sie getigerte Jeans und schwarze T-Shirts tragen. Wieder gibt Carlotta ein Zeichen, und

## Big Mama

„Früher“, erzählt Popol der Alte, „als ich noch öfter auf Ganymed II zu tun hatte, ging ich manchmal ins Puff von Mama LaBelle. Mama LaBelle war mit annähernd siebzig noch immer eine Schönheit. Keine junge Schönheit, sondern eine siebzigjährige Schönheit, wenn ihr versteht, was ich meine. Aber ihr versteht natürlich nicht, was ich meine. Sie war prall, sie war lebendig. Und sie konnte phantastisch massieren. Ich ging hauptsächlich wegen meines Rückens zu ihr. Nein, nein, natürlich haben wir's gemacht. Aber ich ließ mir immer zuerst den Rücken massieren, denn nichts ist höllischer, als wenn man mitten drin stecken bleibt, weil einem ein Dolch in den Rücken fährt, und man kann nur noch stöhnen: ‚Heb mich, bitte, runter von dir, allein schaff ich's nicht.‘

Mama LaBelle war auf der Erde geboren, in Louisiana, und unter ihren Ahnen, sagte sie, wären einige Yoruba-Priesterinnen gewesen, die die Voodoo-Religion nach Amerika gebracht hatten. Einmal redete ich vom Kloster der Erleuchteten mit ihr, und sie klatschte mir auf den Popo und sagte: ‚Ja, ja, nach Erleuchtung streben, das ist was für Streber.‘

‚Das Kloster der Erleuchtung‘, sagte sie, ‚in meinen Augen ist das Quatsch. Das ist Humbug. Erstens, gerade *du* wirst es finden! Warum *du*? Sie haben nicht auf dich gewartet. Zweitens gibt es das Kloster gar nicht. Und drittens, *wenn* es es gibt, und *wenn* du es findest: Wozu brauchst du Erleuchtung? Ich glaube, du brauchst Erleuchtung so dringend wie ein Loch im Kopf.‘

Während sie das sagte, tat sie einige Dinge mit mir, die ich dringender brauchte als ein Loch im Kopf.

„Ihr Männer wollt immer noch mehr haben, ihr habt nie genug. Jetzt wollt ihr auch noch die Erleuchtung. Du suchst die Erleuchtung, wie etwas, was dir fehlt. Du solltest loswerden, was du zu viel hast.“

Und dann erzählte sie mir von den Legenden, die unter den Frauen ihrer Heimat kursierten. Sie handeln alle von Big Mama. Nach ihrer Auffassung ist Meister der Weisheit oder Meister des Lebens nicht irgendein Abt, sondern Big Mama. Diese Legenden sind immer sehr kurz. Die wichtigste Legende, oder der erste Glaubenssatz, lautet: „Big Mama sitzt in ihrem Garten und lacht.“ Das ist der erste Glaubenssatz, und man muss ihn verstehen oder eben nicht. Eine weitere Erklärung wird nicht geliefert. Sagt jedenfalls Mama LaBelle.

Eine andere Legende lautet: „Sie sitzt im Garten, wenn es warm ist, und wenn es regnet, geht sie ins Haus.“

## Die Schenkel

Big Mama sagt: „Die Männer sagen, dass wir Frauen unseren Verstand zwischen den Schenkeln hätten. Sie wissen gar nicht, wie recht sie haben!“

## Der Antichrist

Der Antichrist - so flüsterten es einander einst zahnlose Prälaten in den düstern Gewölben des Vatikans in Ohr - wird sich ankündigen in Gestalt eines Weibes. Ihr Name wird sein Carlotta Siebeneichen, und sie wird kommen über die sieben Meere und durch sieben Wüsten, um Schande und Verdammnis zu bringen. Sechs Getreue sind es, die ihr folgen. Gulla mit dem Feuerhaar, Wanda die Wahnsinnige, Brunhilde mit der breiten Brust, die schlaue Sibylle, Schönelfchen und Gloria das Glatzenweib.

Eines Tages kommen die Sieben zusammen im Eis des Nordpols. Von dort aus nehmen sie ihre wilde Fahrt, die sie einmal rund um die Welt und bis vor die Tore des Vatikans bringt. Auf Snowscootern rasen sie durch das ewige Eis, immer in Speerspitzenformation, Carlotta voran, hinter ihnen stiebt Schnee und Eisgekörn steil gegen den Himmel. Wenn sie den Rand des Eises erreichen, steigen sie um auf Waterbikes und schießen über die Wasser des Nordmeers, gewaltige Gischtfontänen hinter sich lassend. Am Ufer des Meeres erwarten sie sieben donnernde Motorräder, auf denen sie ihrem Ziel nun entgegenreiten. Unaufhaltsam jagen sie durch das Land, vor ihnen öffnen sich Grenzschraken, wie erstarrt liegen die Städte, durch die sie rasen, die Dörfer an ihrem Weg sind entvölkert, nur ein verstörtes Huhn flattert manchmal im wilder Flucht vor ihnen auf und zerstiebt in einer Wolke von Federn und Blut.

Vor den Mauern des Vatikans aber halten sie an. Wie ausgestorben liegt die Stadt Rom unter der Sonne, aber die

„Okay Leute, das war’s dann. Es ist doch so: wer mit dem Doktor ins Bett geht, ist die Frau Doktorin, und wer’s mit dem Pastor treibt, ist die Frau Pastor. Die’s dem Präsidenten macht, ist die Frau Präsidentin, und ich, ich bin eben jetzt die Päpstin. Ich werde im Westflügel wohnen. Ist irgend ein Kardinal hier, der uns den Segen gibt? Sonst mach ich’s selber.“

Sie steckt dem Papst, der noch völlig zerstört auf den Fliesen liegt, einen Ring an, und er lächelt schwach und flüstert:

„Darling!“

Dann winkt er einem Kardinal, der ihnen, von Schönelfchen assistiert, eine schnelle Messe liest.

So wird es sein. Carlotta Siebeneichen übernimmt den Vatikan, aus ihrem Schoß aber entspringt der Antichrist, ein Geschöpf, zugleich Mann und Weib, das die Herrschaft über die Welt ergreift.

## **Die Liebe auf fremden Planeten**

„Eins meiner seltsamsten Erlebnisse“, erzählt Popol der Alte, „war sicherlich meine Zeit auf dem Planeten Shondum, da draußen in Richtung Pferdekopf-Nebel. Ich war da gestrandet, weil mich mein Navigationssystem total im Stich gelassen hatte, noch kein Mensch war je in diese Gegend gekommen.“

Dieser Planet wird von einer intelligenten Art bewohnt, wir können sie Vuuhls nennen, wenn uns das passt, damit wir einen Namen für sie haben. Ihre eigene Bezeichnung für sich müssten

Gullas Feuerhaar beginnt Funken zu sprühen und setzt das Tor zum Vatikan in Brand. Wanda die Wahnsinnige singt ein polnisches Liebeslied, das den Schweizergardisten das Blut in den Adern gefrieren lässt, und die schlaue Sibylle zielt mit einem Präzisionsbolzengewehr durch sieben Fenster hindurch genau auf den Knopf in der Schaltzentrale, der alle elektronischen Türsperren außer Betrieb setzt. Im selben Moment, in dem sie abdrückt und das Tor zum Vatikan krachend birst, werfen die Hubschrauber ihre Weihwasserbomben ab. Doch die sieben von langer Fahrt erhitzten Mädchen bedanken sich nur grinsend und mit ausgestrecktem Mittelfinger für die Erfrischung.

Die bis dahin so mutigen Schweizergardisten, eng im Tor zusammengedrängt, um die Bresche in der Mauer mit ihren Leibern auszufüllen, sie erblicken nun die nass an die Körper der Sieben geklatschten T-Shirts, und ihre Knie beginnen zu wanken. Schönelfchen zeigt ihnen ihre perlweißen Zähnen in einem anmutigen Lächeln und lässt ein wenig die zarten Hüften kreisen. Da beginnt der Wald der starr erhobenen Lanzen und Hellebarden durcheinander zu geraten, Gardisten setzen ihr coolstes Grinsen auf, Hände wandern in Taschen und suchen nach Kämmen, Uniformkragen werden kess in die Höhe gestellt, Daumen in Gürtelschnallen eingehängt, ein Gedränge und Geschiebe beginnt, jeder will von den Mädchen gesehen werden, hie und da wagt einer ein Winken.

Da gibt Carlotta wieder ein Zeichen, und nun stürmen Gloria das Glatzenweib und Brunhilde mit der breiten Brust in die

Menge der Gardisten, wie rasende Windmühlenflügel arbeiten ihre Fäuste, die Lanzen knicken wie Zahnstocher in der Mitte durch, die Gardisten sinken nieder wie Halme im Getreidefeld, wenn der Schnitter hindurchschreitet.

Wanda die Wahnsinnige läuft nun voran, eine erbeutete Fahne schwingend, Schönelfchen hinterdrein mit verwirrendem Lächeln, das etwas noch erhobene Fäuste und Waffen niedersinken lässt, die schlaue Sibylle durchstößt bereits die geheimen Archive, und Gullas Feuerhaar leuchtet und züngelt im Wind, und ihr siegreiches Lachen klingt wie Glocken bis hinauf zur Engelsburg.

Im Tor aber steht immer noch Carlotta, unheimlich cool, unnahbar, nicht von dieser Welt. Ihr leerer Blick gleitet über die Körper der hingesunkenen Gardisten, über das aufgeregte Gewimmel der Prälaten und Mönche, die jetzt wie schwarze Ameisen über den Platz huschen um sich ein Loch zu suchen, in das Gullas Feuerhaar nicht hinein scheint. Dann schlendert Carlotta, als ob sie das alles nichts angehe, hinüber zur Peterskirche.

Wie im Traum schiebt sie die schweren Torflügel auf, wie in Trance schreitet sie hin zu dem kleinen, zarten Mann der dort auf dem Boden liegt, das Gesicht zur Erde, die Arme in Kreuzstellung ausgebreitet. Fast zärtlich, wie einem Vater, streicht sie ihm über das weiße Haar. Dann dreht sie ihn sanft auf den Rücken.

Ach wer kann die Szene beschreiben, die sich im nächsten Moment den leise herbei gehuschten Mönchlein darbietet, die durch die Türen lugen, sich in den Seitenkapellen zusammendrücken, von den Galerien herunterspähen? Wer das Entsetzen der alten, schnurrbärtigen Nonnen schildern, die aus den Küchen und Kleiderkammern zusammengelaufen kommen?

Unter den wilden Akkorden, die Wanda die Wahnsinnige der gewaltigen Orgel entreißt, beleuchtet von Gullas rotfeurigem Haar, raubt Carlotta, mit nacktem Hintern unter der hohen Kuppel des Petersdoms hockend, dem unter ihr liegenden Papst seine Jungfernschaft. Ihre verzückten Augen blicken hinaus in die weiten den Weltraums über dem Dämmer der Peterskuppel, als ob sie im Geist zu den Völkern des Universums spräche: „Schaut her Leute, ich hab’s geschafft!“

Und nun beginnen die Glocken zu läuten, von Glorias mächtigen Armen geschwungen, und Brunhildes siegreiches Gelächter ertönt, dass die Mauern erzittern, und Carlotta lässt verzückt ihren Hintern immer rasender wippen, bis der Papst, der bisher versucht hat sich wie im Krampf in die glatten Fliesen zu krallen, sich plötzlich verklärt, und laut jubelnd schreit:

„Ich spritze, ich spritze, o Herr, ich spritze!“

Wie ein Erdbeben schüttelt es nun Carlotta, und es kommt ihr, wie es vor ihr noch nie wem gekommen ist, und nach ihr niemandem je kommen wird.

Dann erhebt sie sich, wischt sich mit einem Kleenex ab, und spricht, während sie wieder in die Hosen fährt:

Mochtli und Titil. (Die Bezeichnungen habe ich mir zurechtgelegt, weil ihr Bild auf dem Oszillographen entfernt an die entsprechenden Muster in der Vuuhlsprache erinnert.) Mochtli und Titil sind freilich beide nicht mit dem männlichen Geschlecht vergleichbar. Am ehesten noch das Mochtli, weil es ein Organ hat, mit dem es in das Titil eindringt. Also, es tut mir leid, aber wenn ihr eure geschlechtliche Bildung vervollständigen wollte, dürft ihr euch nicht mit den Vögeln und den Bienen begnügen, ihr müsst auch wissen, wie es bei den Vuuhls zugeht. Auf Shondum ist das Leben, ähnlich wie bei uns, auf Eiweiß aufgebaut, und auch die Zellstruktur ist mit der unsern annähernd vergleichbar. Um ein kleines Vuuhl zu zeugen, müssen also eine Galumba, ein Mochtli und ein Titil zusammenkommen und einander sehr, sehr lieb haben. Dabei dringt also einerseits das Mochtli in das Titil ein und tauscht mit ihm je eine Keimzelle aus. Also das Mochtli befruchtet gewissermaßen das Titil, und gleichzeitig das Titil das Mochtli. Das Mochtli und das Titil haben je eine Öffnung, an die sich die Galumba mit gewissen dazu vorgesehenen Organen ansaugt. Nach einiger Zeit der Reifung saugt sie die befruchteten Voreier - oder man könnte sie auch Zwischensamen nennen - aus dem Mochtli und dem Titil heraus und befruchtet damit das eigentliche Ei. Soweit klingt das ganze recht einfach. Aber es können dabei tausend Dinge schiefgehen, sodass es möglicherweise zu keiner geglückten Befruchtung kommt, und dann beginnt das ganze von vorn. Ihr könnt euch vorstellen, dass so ein Liebesakt bei den Vuuhls eine ausge-

wir freilich mit: ‚die intelligenteste, hübscheste und wichtigste Rasse im gesamten Universum‘ übersetzen, oder einfach mit ‚Menschen‘.

Von Raumfahrt verstehen die Vuuhls weniger als wir, nämlich nichts. Dafür aber einiges mehr von Magie. Zum Glück für mich kennen die Vuuhls praktisch keine Angst und haben auch nicht das Bedürfnis, alles Fremde, was nicht in ihr Weltbild passt, sicherheitshalber erst einmal umzubringen. So konnte ich mich bei ihnen häuslich einrichten, meine Notrufantenne aufbauen und die Dinge auf mich zukommen lassen. Am Anfang konnten die Vuuhls sich mir viel leichter verständlich machen als ich mich ihnen. Das liegt an ihrer Art der Kommunikation. Sie kennen keine akustische Verständigung wie wir, weil auf Shondum die Atmosphäre äußerst dünn ist und kaum Laute trägt. Statt dessen verständigen sich die Vuuhls visuell.

Sie stammen von einer Art ab, die früher, vor Millionen Jahren, von einem ziemlich großen und gefräßigen Tier als Leckerbissen geschätzt wurde und daher nur durch eine hervorragende Fähigkeit zur Tarnung überleben konnte. Sie können also ihre Hautfarbe völlig der Farbe und Musterung des Hintergrunds anpassen, so wie manche Fische auf unserer Mama Erde. Als das gefräßige große Tier aus verschiedenen Gründen ausstarb, kam den tierischen Vorfahren der Vuuhls diese Fähigkeit, Muster auf der Haut zu bilden, für die Entwicklung von Sprache und Intelligenz zugute. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie erstaunt ich war, als mir das erste Vuuhl, dem ich begegnete, auf seinem

Bauch einen Zeichentrickfilm vorführte. Tatsächlich ist das die Art, wie sie mit ihren Kleinkindern reden, oder wie Vuuhls, die verschiedene Sprachen sprechen, sich miteinander verständigen können.

Ich könnte jetzt viel darüber erzählen, wie sich diese Art der Verständigung auf die Entwicklung ihres Denkens ausgewirkt hat. Sie haben zum Beispiel viel später als wir begonnen, abstrakte Begriffe zu bilden. Unsere Vorfahren, die alles, was sie sahen, mit irgendwelchen Lauten bezeichnen mussten, die im Grunde nichts mit dem Bezeichneten zu tun hatten, haben natürlich alles, was irgendwie ähnlich war, mit demselben Laut bezeichnet. Aber wenn wir, statt zu reden, einander Filme zeigen würden, dann würdest mir, wenn du mir von einem Baum erzählen willst, keinen ‚Baum‘ zeigen, sondern eine Föhre oder eine Ulme oder einen Affenbrotbaum, und auch nicht einfach einen ‚Affenbrotbaum‘, sondern einen alten oder jungen, großen oder kleinen, blühend oder mit Früchten. Wir hätten furchtbare Schwierigkeiten, einen so einfachen Satz auszudrücken wie: ‚Vögel sitzen gern auf Bäumen‘, während es uns überhaupt kein Problem bereiten würde, genau zu erklären, auf welchem Ast welchen Baumes welcher Vogel sitzt, wie er aussieht, was er tut, was gleichzeitig auf dem Nachbarast passiert und wie der Wind währenddessen die Blätter erzittern lässt.

Tatsächlich sind die modernen Sprachen der Vuuhls keine Trickfilme mehr, sie bestehen aus einer raschen Abfolge äußerst verwirrender Muster. Und nur, wenn sie einander, zum Beispiel,

von einem fremden Raumfahrer erzählen, der in ihrem Vorgarten gelandet ist, dann verwenden sie die Filmsprache, um einander zu zeigen, was das für ein Wesen ist. Und natürlich auch, wenn sie im Ausland Brötchen einkaufen wollen.

Mit Hilfe von Bildern und Zeichentrickfilmen auf dem Bauch brachten sie mir eine ihrer Sprachen bei, und ich hatte die Idee, ihnen meine Sprache sichtbar zu machen. Ich baute einfach eines der Prüfgeräte, das ich für Bordreparaturen mit hatte, zum Oszillographen um. Wenn ich ins Mikrofon redete, konnten sie auf dem Schirm das Bild der Schallwellen, die ich produzierte, sehen, und einige lernten erstaunlich schnell, mich zu verstehen. Mit einem der Vuuhls verstand ich mich besonders gut. Ich hatte es Pamela genannt. Sie war eine Galumba, was am ehesten einer Frau bei uns entspricht. Dazu muss ich sagen: Die Vuuhls haben drei Geschlechter. Die geschlechtliche Fortpflanzung ist bei ihnen noch ausgefeilter als bei uns. Das hängt anscheinend damit zusammen, dass sie eine besonders langlebige Art sind, und auf jedes Vuuhl im Durchschnitt höchstens 1,1 bis 1,2 Kinder kommen, sodass es äußerst wichtig ist, dass diese Kinder völlig gesund sind und möglichst keine Mutationen vorkommen. Die Chancen dafür sind bei dreigeschlechtlicher Vermehrung natürlich größer als bei zweigeschlechtlicher.

Es gibt also bei ihnen drei Geschlechter. Galumba, wie gesagt, könnte man noch am ehesten mit dem weiblichen Geschlecht gleichsetzen, weil die Kinder im Leib einer Galumba wachsen, bis sie geboren werden. Die zwei anderen Geschlechter sind

ein Vuuhl zu verwandeln. Ich glaube, ich habe schon erwähnt, dass die Vuuhls einiges mehr von Magie verstehen, als wir. Nun, der Gedanke riss mich nicht gerade hin, aber er hatte einiges für sich. Meine Aussichten, den Planeten jemals wieder verlassen zu können, waren nicht gerade groß - vielleicht eins zu zwei Millionen - also schien es nur ganz vernünftig, in Zukunft als Vuuhl unter Vuuhls zu leben. Mir kam zwar der Gedanken Pamela vorzuschlagen, sich in eine Menschenfrau verwandeln zu lassen. Aber es wäre ihr gegenüber nicht fair gewesen, und außerdem, wer wusste schon, ob der Magier auch etwas von Frauen verstand, ich meine, von Menschenfrauen.

Also stimmte ich nach einiger Zeit des Bedenkens zu.

Was ich aber nicht bedacht hatte, war, dass auf dem Planeten, auf dem ich war, zu einer Ehe drei gehörten. Erst Pamelas Frage, ob ich denn nun ein Mochtli oder ein Titil werden wollte, brachte mich darauf. Sie sehe mich zwar eher als Mochtli, andererseits kenne sie aber ein hübsches Mochtli, das sie gern in unsere Ehe einbeziehen wollte, und es wäre also vielleicht nicht verkehrt, wenn ich mich in ein Titil verwandeln lassen würde. In letzter Instanz wollte sie mir aber freie Hand lassen und mich zu keiner Entscheidung drängen.

Ich überlegte hin und her, aber ich konnte keiner der beiden Varianten großen Geschmack abgewinnen. Die Vorstellung, meine geliebte Galumba noch mit einem Dritten teilen zu müssen, sei es Mochtli oder Titil, war mir absolut unbehaglich. Dazu war ich wohl zu sehr Mensch - und Mann.

sprochen langwierige Angelegenheit ist. Es dauert manchmal solange, dass die Vuuhls dabei völlig von Kräften kommen, weil sie buchstäblich verhungern. Manche müssen nach dem Geschlechtsakt monatelang wieder aufgepäppelt werden. Damit die Vuuhls zu diesem aufreibenden und gefährlichen Geschäft überhaupt bereit sind, ist es bei ihnen allerdings mit entsprechend großer Lust verbunden. Es ist schwierig, so was in Zahlen zu messen, aber vorsichtig geschätzt würde ich sagen, dass sie ungefähr zweitausend Mal so intensiv erleben wie wir. Es wäre also nicht falsch zu sagen, dass die Vuuhls ganz schöne Lustmolche sind, noch dazu, wo das auch ganz gut zu ihrem Aussehen passt.

Mehr als drei-, viermal im Leben hält ein Vuuhl den Liebesakt allerdings kaum aus, sodass es in der Gesamtrechnung wohl ungefähr aufs Gleiche herauskommt, ob man ein Vuuhl ist oder ein Mensch, der ja doch viel öfter das Vergnügen hat.

Allerdings sind einige Völker der Vuuhls verschiedenen Perversionen nicht abgeneigt. Und man kann sich vorstellen, dass sie da einen viel größeren Variantenreichtum haben als wir, wenn man allein alle Möglichkeiten von Zweier- und Dreierkonstellationen in Betracht zieht. Aber die meisten Vuuhl-Völker sind in dieser Hinsicht eher konservativ und lehnen Vergnügungen, die nicht zur Zeugung führen, im großen und ganzen ab.

Die Kinder gebiert, wie gesagt, die Galumba, und sie werden auch wie bei uns mit einer Körperflüssigkeit gesäugt.

Interessanterweise säugen aber alle drei Geschlechter. Und zwar kommen die Babys geschlechtslos zur Welt und nehmen im Lauf ihrer Entwicklung das Geschlecht dessen an, der sie säugt. Deswegen haben die Vuuhls nie das Problem, dass sich, sagen wir, die Galumba sehnlichst ein Mochtli wünscht und dann todunglücklich ist, weil es ein Titil geworden ist. Dafür gibt es reihenweise Familiendramen, weil sich die Ehetrios nicht einigen können, welches Geschlecht das erste Kind haben soll.

Die Vuuhls, deren Gast ich war, waren strenge Bigamisten und sehr moralisch, und die Regel war, dass jedes Ehetrio genau drei Kinder bekam, eins von jedem Geschlecht.

Ihre liebste Freizeitbeschäftigung ist das Erzählen von Liebesgeschichten, die zehnmal so sinnlich sind wie Tausend und Eine Nacht oder die Geschichte der O und hundertmal so verwickelt. Die mathematischen Möglichkeiten für allerhand Verstrickungen sind natürlich enorm, und ich habe sicher hundert Geschichten gehört, die nichts waren als Variationen der klassischen Formel: Galumba liebt Mochtli, Mochtli liebt Titil, Titil liebt Galumba - aber Galumba liebt Titil nicht, Titil liebt Mochtli nicht und Mochtli liebt Galumba nicht. Erst nach vielen Abenteuern und Heldentaten, in denen alle ihre große Seele beweisen, erkennen sie, dass sie doch füreinander geschaffen sind - allerdings nicht, bevor nicht mindestens einmal die Drehrichtung von Liebe und Hass sich umgekehrt hat.

Andere Variationen kann sich jeder selber ausdenken und ich will niemanden mit der Vuuhl-Version von Romeo und Julia und

Bobby langweilen, obwohl die Vuuhls dabei jedes Mal, aber wirklich jedes Mal in das Ausbrechen, was bei ihnen die Tränen sind. Sie sind wirklich eine ungeheuer sinnliche Art, und ihre Sinnlichkeit ist ansteckend...“

Popol der Alte saugte gedankenvoll an seinem Röhrchen mit C70 und lächelte verträumt.

„Und da hast du ihrer Sinnlichkeit nicht widerstehen können, einsam und gestrandet, wie du warst.“ Blechschädel nickte weise vor sich hin.

„Ich möchte es lieber so verstanden wissen, dass ich nach einigen Monaten der Bekanntschaft mit einer Galumba, die ich, wie ich schon erwähnt habe, Pamela nannte, eine tiefe seelische Verwandtschaft verspürte, wenn auch keine unmittelbare körperliche Anziehung. Immerhin sehen die Vuuhls aus wie eine Kreuzung von einem Grottenolm mit einem Tintenfisch. Allerdings, je tiefer unsere seelische Beziehung wurde, um so stärker wurde bei mir der Wunsch, *dass* sie mich körperlich anziehen *möge*. Wir drohten bereits eine neue, sozusagen interstellare oder inter-rassische Variante der beliebten Vuuhl-Liebestragödien zu werden, als Pamela eines Tages verkündete: „Wir können heiraten, wenn du mich wirklich liebst!“

Ich versicherte sie meiner unwandelbaren Liebe und Wertschätzung, aber ich konnte mir nicht vorstellen, mich ihr - oder was das betrifft, irgendeiner anderen Vertreterin ihrer Rasse - körperlich hinzugeben. Aber sie erzählte, dass sie mit einem Magier gesprochen hatte, der sich bereit erklärt hatte, mich in

war und dass das ganze Kästchengetue und die damit verbundene Lebensgefahr auch die letzten etwaigen Freier abschreckte.

\*

Denn seltsamerweise hat nur Frauenschönheit die Eigenschaft, den Männern - auch den Klügsten - den Verstand zu rauben, sodass sie bereit sind, sich für den Besitz einer Frau in Lebensgefahr zu begeben. Zwar gibt es Männer, die auch Frauenklugheit durchaus zu schätzen wissen, aber noch nie hat einer darob den Verstand verloren.

## Die Kästchen II

Diese Prinzessin hatte eine jünger Schwester. Der gefiel die Idee mit den Kästchen, und sie machte sie nach. Und da sie, im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester, ausnehmend hübsch war, kamen auch bald die Freier und standen Schlange, um ihr Leben zu verlieren. Dummerweise bemerkte die jüngere Schwester zu spät, dass ihr die tumben blonden Recken, die Gold oder Seide gewählt hatten, in Wahrheit viel besser gefielen als der krumme, langnasige Intellektuelle, der schließlich den knöchigen Finger auf das richtige Kästchen legte.

## Die Kästchen III

Die dritte Schwester war die jüngste und schönste. Sie ließ sich ein einziges Kästchen machen, darauf stand: „Wer mich öffnet,

Schließlich ging ich zu dem Magier, um mich mit ihm zu beraten. Der Magier - es war übrigens ein Mochtli - war wirklich ein Weiser. Nach langem Nachdenken und mit einer Bauchfärbung, die dem entspricht, was bei uns ein weises Lächeln ist, sagte er zu mir: „Ich glaube dein Problem zu verstehen, Mensch, und ich hätte dir auch eine Lösung vorzuschlagen. Allerdings wird sie dir noch bizarrer vorkommen als alles, was du bisher erlebt hast.“

Ich war begierig, seinen Vorschlag zu erfahren.

„Nun, meine Magie erlaubt es mir, deiner Seele zwei Körper zu geben, einen Mochtli- *und* einen Titilkörper. Du wärest beide, und beide wären du. Fühlst du dich seelisch gesund genug, um das Experiment zu wagen?“

Nun, ich dachte, wenn man sich schon in einen Außerirdischen verwandeln ließ, konnte man sich genauso gut in zwei Außerirdische verwandeln lassen. Also sagte ich ja.

Ich weiß nicht, wie er es zustande gebracht hat, ob er wirklich meiner Seele zwei Körper gegeben hat, oder ob es auf einer seltsamen Art von Halluzination beruhte. Jedenfalls, als ich aus meiner Narkose aufwachte, war ich zwei. Ich konnte mir selbst in die Augen schauen, mir selbst mit meinem Bauch etwas erzählen, an zwei Orten gleichzeitig sein und meiner geliebten Pamela in zweierlei Gestalt Zärtlichkeiten zuteil werden lassen. Ich spielte ihr, um sie zu unterhalten, alle Liebesfilme, an die ich mich erinnern konnte, auf meinen zwei Bäuchen vor - ich konnte damit sogar einen gewissen Breitwand-Effekt erzielen. Wir hatten

eine wunderbare Brautzeit, nur *Vom Winde verweht* musste ich ihr sechsmal vorspielen.

Und immer wieder war ich fasziniert davon, nun zwei zu sein, und jedes Mal, wenn ich mir das bewusst machte, wurde mir schwindlig. Und dann kam die Hochzeitsnacht - der Hochzeitsmonat vielmehr.“

Popol der Alte schwieg verzückt.

„Na los, jetzt nicht aufhören!“ drängte Blechschädel, „wir wollen die pikanten Details hören! Wie war sie im Bett, oder wo sie es eben treiben, deine Molche?“

„Sie? Ich weiß es nicht. Es war himmlisch, es war grandios, es war das Paradies. Ich durchlustete - ich kann es nicht anders sagen - ich durchlustete diesen Monat, als ob er eine Ewigkeit gewesen wäre. Ich hätte sterben mögen oder mich in einen ewigen Liebesakt verwandeln.

Aber nicht sie war es, die mich so reizte, von ihr wusste ich bald gar nichts mehr. Es war der Genuss, mich selbst zu lieben, was ich so absolut umwerfend fand. Mich selbst als ein Anderer zu liebkosten und dabei doch genau zu wissen, was ich wünschte und was nicht, als der Liebkosende jede Empfindung des Liebkosten mitzuempfinden und umgekehrt - es war die vollkommene Liebe, die vollkommene Erfüllung.

Pamela freilich war bitter enttäuscht. Sie fühlte sich hintergangen und beschwerte sich sofort nach dem Liebesmonat bei dem Magier. Zum ersten Mal in tausend Shondum-Jahren gab es eine Scheidung. Der Magier verwandelte mich zurück, reparierte mit

ein paar primitiven Ritualen mein Raumschiff, und die Vuuhls warfen mich hochkant hinaus in den Weltraum. Na ja, und so bin ich zu euch Verrückten zurückgekommen.

Aber meine Hochzeitsnacht mit mir selbst - ich werde sie nie vergessen.“

## Die Kästchen

Der siebzehnte Abt predigte über den Sexus. Dabei erzählte er einmal die folgenden Geschichten:

Es war einmal eine Prinzessin, die war sehr klug. Sie wollte daher nur einen klugen Mann zum Mann haben. Also ließ sie sich drei Kästchen machen. Auf das erste Kästchen schrieb sie: „Wer mich öffnet, bekommt Gold“. Auf das zweite Kästchen: „Wer mich öffnet, bekommt Seide“. Auf das dritte aber schrieb sie: „Wer mich öffnet, bekommt nichts, was er nicht schon hat“. Im ersten Kästchen lag ein goldener Dolch. Mit dem sollte der, der es öffnete, erdolcht werden. Im zweiten Kästchen lag eine seidene Schnur, mit der, wer es wählte, erdrosselt werden sollte. Ins dritte Kästchen aber legte sie ihr Porträt, als Zeichen ihrer Liebe. „Denn der kluge Mann hat ja meine Liebe schon jetzt, und wenn er sie bekommt, bekommt er nichts, was er nicht schon hat.“ Die Beschriftung der Kästchen war wirklich klug durchdacht. Dennoch halfen die Kästchen der Prinzessin nicht das geringste. Die Prinzessin hatte nicht bedacht, dass sie ziemlich hässlich

Sie nennen alles *ich*. Sogar die Pflanzen. Manche behaupten sogar, sie können sich an ihre pflanzliche Zeit erinnern. Ich glaube das allerdings nicht, denn bei jeder Teilung geht ein Teil der Erinnerungen verloren, Unschärfen und Irrtümer stellen sich ein. Wir erinnern uns ja auch in unserer kurzen Lebenszeit nicht an alles, und schon gar nicht an alles richtig. Wir bringen Zeiten und Orte durcheinander, wir glauben, Dinge selbst erlebt zu haben, die wir nur erzählt bekommen haben, und können von Sachen, die wir in der Jugend angestellt haben, oft nicht glauben, dass wirklich wir selbst es waren, die das getan haben. So würde ich auch bei den Strabonen davon ausgehen, dass alle Erinnerungen an Dinge, die dreißig oder vierzig Teilungen zurückliegen, mit einem ordentlichen Krümel Salz zu genießen sind.

Dabei ergibt sich noch ein seltsamer Effekt: Zwillinge haben, was die Zeit vor ihrer Teilung betrifft, praktisch identische Erinnerungen. Aber mit zunehmendem Alter verblassen die Erinnerungen und werden auch entstellt, und man kann sich leicht vorstellen, dass das bei beiden Zwillingen nicht ganz den gleichen Effekt hat. Was man vergisst und was nicht, hängt ja wohl auch von den Erlebnissen und Erfahrungen im gegenwärtigen Leben ab. Nach der nächsten Teilung verstärkt sich der Unterschied noch, und was einmal ein einziges Leben war, sind bald vier, dann acht, dann sechzehn immer unterschiedlichere Erinnerungen, und so weiter. So kriegen die Strabonen auch so etwas wie Individualität, aber gradweise.

bekommt, was er verdient.“ Und damit trieb sie es, wie es ihr passte.

## Die Strabonen

„Auf dem Planeten Strabo“ - so erzählt Popol der Alte - „gibt’s überhaupt keinen Sex. Die Strabonen vermehren sich nämlich wie bei uns die Pantoffeltierchen: durch Teilung. Sie spalten sich einfach. Und zwar alle Lebewesen dort, die pflanzenartigen und die tierartigen und die intelligenten. Das Leben ist dort anscheinend erst sehr spät entstanden, als da schon sehr stabile Verhältnisse waren auf dem Planeten. Die Chancen dafür sind natürlich äußerst niedrig, denn normalerweise muss es auf einem Planeten ordentlich krachen und blitzen, damit die richtige chemische Mixtur zusammenkommt, die sich dann selbständig fortpflanzen kann. Wie dem auch sei, auf Strabo ist eben alles viel langsamer vor sich gegangen als auf unserer guten alten Erde: Klimaverschiebungen, Gebirgsauffaltungen und all der Kram. Dadurch konnte das Leben dort unten bei der alten Methode bleiben, sich durch Teilung fortzupflanzen, was die Evolution natürlich ungeheuer verlangsamt. Aber auch bei der Teilungsmethode passieren kleine Fehler, es werden keine hundertprozentig identischen Duplikate erzeugt, und so gibt es auch dort einen Ansatzpunkt für die natürliche Auslese, verschiedene ökologische Nischen bevölkern sich mit entsprechend angepassten Lebewesen, und so spalten sich schön

langsam die Arten auf und es entsteht Buntheit und Vielfalt wie auf dem Rummelplatz. Strabo ist vom philosophischen Standpunkt aus natürlich ungeheuer interessant, aber für einen jungen Raummatrosen, der sich amüsieren will...

Es gibt eben keine Frauen dort. Männer auch nicht, was das betrifft. Nur diese völlig geschlechtslosen Strabonen, die alle ihre eigenen Mütter und Urgroßväter sind. Das Denken dieser Strabonen ist für unsereinen ja praktisch unbegreifbar. Wenn du deinen Bruder triffst, dann sagst du vielleicht zu ihm:

„Erinnerst du dich noch, wie wir damals Vaters Whiskeyflasche fanden?“

Und er sagt zu dir: „O ja, du dachtest, es wäre eine Medizin, von der man groß und stark wird und dass die Erwachsenen uns nichts davon geben, damit wir nicht so stark werden wie sie und sie verprügeln.“

Und du sagst wieder: „O Gott, war mir damals schlecht“, und dein Bruder sagt: „Ja, sie mussten dir den Magen auspumpen“. Aber wenn du ein Strabone wärest und mit deinem Zwilling Kindheitserinnerungen austauschen würdest, dann würdest du sagen:

„O Gott, war mir damals schlecht!“

Und dein Zwilling würde sagen: „Ja, und sie mussten mir den Magen auspumpen!“

Versteht ihr? Du und dein Zwilling, ihr hättet einfach dieselbe Kindheitserinnerung. Alles, was vor der Teilung war, habt ihr beide erlebt. Du kannst sagen: „Ich habe dies und das gemacht“,

und dein Zwilling kann mit demselben Recht sagen: „Ich habe es gemacht.“

Und natürlich reicht deine Erinnerung über viele, viele Teilungen zurück. Wenn du zum Beispiel dein Cousin triffst, dann warst du mit ihm bis vor zwei Teilungen ein und dieselbe Person. Von allem, was davor geschehen ist, können vier Leute sagen: „Ich habe das getan.“

Diese Strabonen haben natürlich eine ganz andere Psychologie als wir. Wenn du mit einem redest, hast du immer das Gefühl, du hast einen Irren vor dir, einen Schizophrenen. Ich habe einmal mit einem gesprochen, der ein Meister in strabonischem Schach war - ich nenne es halt so, in Wirklichkeit wird es auf einem dreidimensionalen Feld gespielt - , und der hat mir erklärt, er hat schon keine Gegner mehr, und er freut sich schon, wenn er nach seiner nächsten Teilung endlich gegen sich selbst spielen kann. Im Grunde kennen sie den Begriff *du* nicht, und auch kein *er*, *sie*, *es*. Ihre persönlichen Fürwörter sind alle nur verschiedene Abstufungen von *ich*. Und sie empfinden das auch so. Wenn du dich bei einem von ihnen beschwerst, weil, sagen wir, ein Kollege von ihm dich beim Landeanflug behindert hat, dann wird es dir antworten:

„Es tut mir leid, dass ich das getan habe, aber leider hat der Teil von mir, der jetzt spricht, keinen Einfluss mehr auf den Teil von mir, der das getan hat“.

So ungefähr jedenfalls müsste man das übersetzen.

Um menschenwürdige und vernunftgemäße Zustände wiederherzustellen, erkläre ich ab sofort die Erzeugung von Nachwuchs in optimaler Dosierung sowie die Fürsorge für denselben zur ersten, höchsten und schönsten Aufgabe der Gesellschaft. Alles weitere wird sich dann schon irgendwie logisch daraus ergeben oder so, also die Abschaffung der Kriege und die Müllvermeidung und der ganze Kram, ich geh jedenfalls jetzt zum Tennis mit Monsignore Alberti.  
gez. Carlotta

### **Das Reich des Geistes**

Päpstin Carlotta sagte:

Die Männer haben das Reich des Geistes immer für sich beansprucht und die Frau auf das Gebären verwiesen. Natürlich sind wir Frauen auch im Reich des Geistes zu Hause. Aber wir können mehr und haben noch andere Wohnungen, wir sind auf das eine Reich nicht so angewiesen.

### **Carlottas zweites Dekret**

Päpstin Carlottas zweites Dekret wird lauten:

Der zehntausend Jahre alte Grundsatz: „*Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen*“, wird abgeschafft. Ab sofort gilt wieder der frühere Grundsatz: „*Alle sollen essen*.“

Aber wie auch immer, es bleibt ihnen ein ungeheuer starkes Gefühl von Kontinuität.

Was einen noch wahnsinnig macht, ist, dass man sich bei ihnen immer wie ein dummer Bub vorkommt. Obwohl sie sich ungefähr alle zwanzig Jahre teilen, tun sie so, als ob sie Hunderte und Tausende von Jahren alt wären, und irgendwo stimmt's ja auch. Sie sind nie jung, sie haben nie diese ungeheure Neugier und Lebensgier, die unsereiner als Junger hat. Das macht sie ungeheuer konservativ, und deshalb geht ihre Geschichte genauso langsam vor sich wie ihre biologische Evolution. Sie kennen keine Midlife-Crisis und auch keine Torschlusspanik oder diese Resignation, die unsereinen im Alter ergreift. Sie machen Pläne und übernehmen Aufgaben, auch wenn sie wissen, dass sie sich jetzt bald in ihren Kokon zurückziehen und sich teilen werden. Der Vorgang dauert einige Monate, und wenn man in dieser Zeit den Kokon aufbricht, sterben sie. Natürlich sterben sie auch an Krankheiten und Unfällen, und dann kennen sie auch die Todesangst, so wie wir. Oder vielleicht ist es dann für sie schlimmer, denn wir wissen ja, dass wir auf jeden Fall sterben müssen, aber für sie ist der Tod ein Unglück, das theoretisch zumindest vermeidbar wäre.

Kriege und Morde hat es bei ihnen gegeben, sehr selten allerdings, und sie haben das immer als eine sehr schwere Krankheit empfunden:

„Ich war damals verrückt, ich war mit mir selbst uneinig“, so hat mir ein Historiker einmal einen Krieg geschildert.“

## Die Knöpfchen

Päpstin Carlotta lehrte:

Die wenigsten Männer denken darüber nach, wozu die zwei Knöpfchen auf ihrer Brust wohl gut sind. Zu nichts, nämlich. Wenn ihnen klar wäre, dass sie mit verkümmerten Titten herumlaufen, dann würden sie auch kapieren, dass nicht den Frauen der Schwanz fehlt, sondern dass ihr Schwanz nur ein wuchernder Kitzler ist (für welche Wucherung wir Mutter Natur danken wollen, fügte sie im Stillen hinzu).

Mutter Natur hat den Mann in der Hauptsache für einen einzigen Zweck geschaffen: SEX!

## Päpstin Carlottas erstes Dekret

Päpstin Carlottas erstes Dekret lautete:

Die wichtigste Leistung für die Erhaltung der menschlichen Art ist selbstverständlich das Kinderkriegen. Wie bekannt, hat Mutter Natur zum Zweck der besseren Erbgutdurchmischung zu den meisten Tier- und Pflanzenarten noch eine Abart geschaffen, das sogenannte Männchen.

Das Männchen ist im Prinzip eine nützliche Einrichtung, und das Fortpflanzungsgeschäft wird durch seine Beteiligung um einiges vergnüglicher. Mutter Natur hat uns allerdings mit unverhältnismäßig mehr Männchen beschenkt, als für das Fortpflanzungsgeschäft eigentlich nötig wären. Die Amazonen

etwa haben ein Verhältnis von eins zu zehn für völlig ausreichend gehalten.

Freilich haben die Amazonen übersehen, dass sich die überzähligen Männchen auch noch für andere nützliche Zwecke gebrauchen lassen, für die die Frauen als Kindergebärerinnen zu schade sind. Das sind vor allem die gefährlichen Aufgaben wie die Sicherung des Lagers vor Raubtieren, die Jagd auf große Beutetiere und das Kriegführen gegen fremde Gruppen. Einer jeden wird es einleuchten, dass ein Stamm, dessen männlicher Bevölkerungsanteil in einem Krieg zu neun Zehnteln vernichtet wird, sich noch immer regenerieren kann. Ein Stamm, dessen weibliche Bevölkerung zu neun Zehnteln vernichtet wird, ist dem Untergang geweiht. Das haben die Amazonen leider nicht bedacht. Unglücklicherweise sind in den letzten fünftausend Jahren diese Tätigkeiten, zu deren Ausführung uns Mutter Natur die überzähligen Männchen gegeben hat, in ihrer Bedeutung gewaltig überschätzt worden, nicht nur von den Männchen, von denen es ja nicht anders zu erwarten war, sondern leider auch von den Frauen. Das hat dazu geführt, dass die Männchen vorübergehend die Herrschaft zunächst erfinden und dann an sich reißen konnten. In weiterer Folge wurde dann auch das Herstellen von Dingen in völlig idiotischer Weise über das Herstellen von Menschen gesetzt, sowie auch das Zusammenraffen, Tauschen, und gegenseitige Wegnehmen von Dingen über die Pflege und Förderung des menschlichen Nachwuchses.

portation zu ertragen, und dass sie die Erfahrung nur jedem empfehlen könnten. Dabei blieb es im Wesentlichen an diesem Abend.

In den folgenden Tagen machten die meisten der Versuchspersonen jedoch eindrucksvolle Entwicklungen durch. Einer der Mönche begann an sich zu zweifeln und befürchtete, zu einem Roboter geworden zu sein. Er erklärte, bei dem Experiment seien zwar alle seine Eigenschaften und Erinnerungen übertragen worden, seine Seele jedoch sei dabei irgendwo abhanden gekommen. Ein anderer erklärte, die Möglichkeit dieses Experimentes beweise ihm, dass er schon *vorher* ein Roboter gewesen sei. Ein Dritter betrauerte den Tod seines „Vorgängers“, wie er sich ausdrückte, der um eines dummen Experiments willen gestorben sei, ohne die Erleuchtung erlangt zu haben. Einige durchfahndeten ihren Geist nach allen Erinnerungen an ihr „früheres Ich“, und verzweifelten daran, festzustellen, ob ihnen nun wirklich alle Erinnerungen geblieben waren. „Um festzustellen, dass mir eine Erinnerung fehlt“, sagte beispielsweise einer dieser Mönche, „müsste ich ja eine Erinnerung an sie haben. Wenn mir diese Erinnerung nun aber so vollständig abhanden gekommen ist, dass ich nicht einmal mehr weiß, dass ich einmal diese Erinnerung hatte, wie soll ich dann feststellen, ob sie mir fehlt?“

Einige andere gingen noch weiter und sagten: „Ja, wie soll ich sagen, ob mir die Maschine nicht völlig *falsche* Erinnerungen eingepflanzt hat? Was heißt Erinnerungen! Wer sagt mir, ob sie

## Carlottas drittes Dekret

Carlottas drittes Dekret lautete:

He, hab ich ja ganz vergessen: Allgemeine Abrüstung selbstverständlich. Restlos! Bis zum letzten Gummiknüppel. Ist ja wohl klar, oder?

gez. Carlotta, Päpstin

## Die Autoindustrie

Carlottas sechstes Dekret wird lauten:

Im Interesse der Autoindustrie sowie der Stahl-, Gummi- und Erdölindustrie, zur Vermeidung von wirtschaftlichem Rückgang und Arbeitslosigkeit wird jeder Bürger über achtzehn verpflichtet, so wie bisher alle drei Jahre ein Auto zu kaufen, sowie jährlich 15.000 Liter Benzin, 30 Liter Motoröl, zwei neue Reifen und ein Duftbäumchen.

Im Interesse der Kinder, zur Vermeidung von Unfalltod, Energievergeudung und Umweltvernichtung werden die Autos jedoch nicht gebaut.

Die Duftbäumchen kann sich jeder im Vorzimmerschrank aufhängen.

## Grenzen des Fortschritts

Der dritte Abt lehrte:

Du kannst keinen Gaul mit mehr als einer Pferdestärke züchten.

Du kannst in einer Woche nicht mehr als sieben Tagesreisen zurücklegen.

Du kannst nicht größer werden als mannshoch.

Du kannst nicht länger leben als ein Menschenalter.

Wo immer du hinfährst: du bist immer *bier*.

Worauf immer du wartest: es ist stets *jetzt*.

## Büstenhalter

„Der Büstenhalter“, lautete Carlottas viertes oder fünftes Dekret, „ist die komischste Erfindung gleich nach dem Geld. Beides wird vorläufig *nicht* abgeschafft.“

## Das Ich

Der zweiundachtzigste Abt versammelte eines Tages seine Schüler in der großen Halle. Neben sich hatte er eine Art Kasten von der Größe einer Telefonzelle oder Fahrstuhlkabine.

„Ich möchte euch eine Erfahrung vermitteln, die euch der Erleuchtung einen Schritt näher bringen wird. In einem alten Werk aus dem zwanzigsten Jahrhundert fand ich eine hypothetische Maschine beschrieben, die folgendes bewirken soll: Sie fertigt von dem, der sie betritt, eine absolut exakte Beschreibung an, und zwar nicht bloß seiner äußeren Erscheinung, sondern seines gesamten Aufbaus bis zur Stellung jedes einzelnen Atoms in seinem Körper. Sodann tötet sie den Insassen schmerzlos.

Danach sendet sie den aufgezeichneten Bauplan per Funk an eine zweite Maschine, die sich an einem anderen Ort befindet. Die zweite Maschine erzeugt nun nach dem übermittelten Bauplan eine absolut identische Kopie der getöteten Person, die ihr nicht nur äußerlich gleicht, sondern auch über dieselben Erinnerungen verfügt.

Ich habe nun diese beiden Maschinen wirklich gebaut, und jeder von euch, der es wünscht, darf sie benützen, um dadurch der Erleuchtung einen Schritt näher zu kommen“.

Tatsächlich fanden sich einige Mönche, die bereit waren, den Versuch zu wagen.

„Bedenke“, sagte der Abt zu jedem, „*du* wirst getötet werden. Ein anderer wird für dich weiterleben. Jener andere wird freilich glauben, er sei du.“

Einige der Mönche wurden von dieser Ermahnung doch abgeschreckt, sodass sie von dem Experiment zurücktraten. Doch blieben ungefähr dreißig oder vierzig, die einer nach dem anderen die Maschine betraten. Nach einiger Zeit traten diese Mönche, - oder ihre identischen Kopien - aus einer zweiten Kabine, die sich am anderen Ende der Halle befand.

Neugierig wurden sie von den anderen Mönchen umringt. Äußerlich war ihnen nichts anzumerken, außer höchstens, dass einige von ihnen einen etwas verwirrten Eindruck machten, zweifelnd an sich herumtasteten oder hastig den großen Spiegel in der Vorhalle aufsuchten. Andere gaben sich betont unbeeindruckt und erklärten, dass es ein Kinderspiel sei, die Tele-

jedoch durchhieb Bruder Ignatius den gordischen Knoten und schrie laut hinaus:

„Es gibt noch ein Drittes neben *Wahr* und *Falsch*: und das ist *Paradox*“

In dieser Nacht erschien in demselben Kloster dem Mönch Bonifatius der Teufel. Bonifatius war kein Logiker, wie Ignatius, sondern befasste sich, wie es manche Mönche tun, mit Theologie. Sein besonderes Fachgebiet war der Teufel. Man kann sagen, dass Bonifatius alles über den Teufel wusste, was - außer dem Allwissenden selbst - jemand wissen kann. Eine der interessanteren Tatsachen über den Teufel, die er herausfand - er hatte auch weniger interessante herausgefunden, wie die Dicke seiner Hörner, das Gewicht seines Hufes, oder die Länge seines Schwanzes - eine der interessantesten Tatsachen jedenfalls, die Bonifatius herausgefunden hatte, war die, dass der Teufel, der Geist, der stets verneint, niemals die Wahrheit sagt. Vorstellen kann sich das jeder leicht, es leuchtet ein und klingt plausibel. Doch in jenem Kloster hatte man die Theologie zur exakten Wissenschaft erhoben. Die genaue Methode tut hier nichts zur Sache, jedenfalls hatten die Untersuchungen und Experimente des Bruder Bonifatius exakt ergeben, dass der Teufel niemals die Wahrheit sagt.

In dieser Nacht nun erschien dem frommen Mönch der Gewisse. Bruder Bonifatius, reinen Herzens und unbelasteter Seele, war weniger geängstigt als vielmehr erfreut, dem Objekt seiner

mir nicht einen völlig falschen *Körper*, einen völlig falschen *Charakter* und die dazupassenden völlig falschen Erinnerungen gegeben hat? Lieber Mitbruder, bist du sicher, dass ich schon vor diesem Experiment diese große Nase und diese abstehenden Ohren hatte?“

Wieder andere gingen noch weiter und erklärten: „Und wie soll ich sagen, ob mich die Maschine nicht völlig neu geschaffen hat, komplett mit einem Satz Pseudoerinnerungen an eine Pseudovergangenheit?“

Einige aber erklärten, ihnen sei nun klar geworden, dass das „*Ich*“ nur Täuschung sei.

Aber alle waren enttäuscht, als der Abt ihnen nach einiger Zeit erklärte, dass sie keineswegs von der Maschine getötet und wieder zusammengebaut worden waren. In Wahrheit hatten sie nur eine Dosis eines kurzzeitig wirkenden Betäubungsgases abbekommen, zwei eingeweihte Mönche hatten sie durch einen unterirdischen Gang in die andere Kabine geschleppt, und dort waren sie wieder zu sich gekommen.

„Ich fand es nicht für nötig, eine solche Maschine zu bauen“, erklärte der Abt. „Wird nicht euer Körper beständig zerstört und neugeschaffen? Verliert ihr euer ‚Ich‘ nicht jeden Abend, wenn ihr einschlaft, und findet ihr es nicht oft am nächsten Morgen nur mit einer gewissen Mühe wieder? (Besonders wenn ihr entgegen den Klosterregeln die Spelunken der Stadt aufgesucht habt!) Wer sagt euch, dass nicht ein Gott vor zwei Minuten diese Welt geschaffen hat, komplett mit Menschen, die

Erinnerungen an eine scheinbare Vergangenheit in sich tragen, mit Städten und Bauwerken, die scheinbar Jahrhunderte brauchten, um gebaut zu werden, mit Pflanzen und Tieren, die scheinbar Jahrtausende gebraucht haben, um sich zu entwickeln, mit Pseudofossilien in der Erde, die scheinbar die Existenz ausgestorbener Tierrassen beweisen, mit Sternenlicht, das scheinbar schon seit Jahrmilliarden zu uns unterwegs ist? Oder vielleicht hat dieser Gott nur dieses Refektorium geschaffen, in dem wir versammelt sind, und die Welt da draußen, an die wir uns scheinbar erinnern, existiert gar nicht? Wer sagt uns, dass dieser Gott nicht alle Augenblicke eine gänzlich andere Welt erschafft und im nächsten Augenblick wieder vernichtet, jeweils eine Welt mit einer langen Geschichte, die jedoch nur in den Erinnerungen ihrer Bewohner existiert? Wenn alle diese Täuschungen denkbar sind, und es unmöglich ist zu beweisen, ob sie Täuschungen sind oder nicht, ist dann nicht bewiesen, dass das Ich auf alle Fälle eine Täuschung ist?“

Nach dieser Rede sollen einige Mönche tatsächlich der Erleuchtung einen Schritt näher gekommen sein.

## Das Paradoxon

Rabbi Ephraim erzählte:

In einem bayrischen Barfüßerkloster lebte einst ein Mönch namens Ignatius. Sein ganzes Leben verbrachte er mit dem Studium der Lehre des Aristoteles, der, obwohl ein Heide, von

der Kirche jahrtausendlang als Autorität anerkannt, ja geradezu verehrt wurde. Besonders die Logik des Aristoteles hatte es dem Mönch angetan, die da sagt, dass ein Gegenstand nur entweder A oder Nicht-A sein könne, und ein Drittes gibt es nicht; und dass eine Aussage entweder wahr oder falsch sei, und nicht beides oder etwas ganz anderes sein könne. Schließlich stieß er auch auf das berühmte Lügnerparadoxon, in welchem Epimenides der Kreter erklärt: „Alle Kreter lügen.“ Nun ist dieses Paradoxon gar keines. Wäre die Aussage des Epimenides wahr, so würden alle Kreter, folglich auch dieser, lügen, folglich wäre seine Aussage falsch, und nicht alle Kreter lügen. Ist der Satz des Epimenides aber falsch, so ergibt sich kein Widerspruch. Dieser Kreter lügt zwar, aber nicht alle.

Schwieriger wird es aber, wenn irgendjemand, er sei ein Kreter oder nicht, behauptet: „Ich lüge jetzt“, oder: „Dieser Satz ist falsch“.

Ist der Satz richtig, dann muss er, wie er selber behauptet, falsch sein. Ist der Satz aber falsch, dann ist das Gegenteil wahr von dem, was der Satz behauptet, also ist der Satz richtig. Wenn der Satz richtig ist, ist er falsch, wenn er falsch ist, ist er richtig, und so dreht sich die Sache im Kreis. Das ist ein Paradoxon.

Viele Jahre seines Lebens grübelte Bruder Ignatius über diesem Paradoxon. Ist der Satz richtig, so ist er falsch, ist er falsch, so ist er richtig, ging es ihm ständig im Kopf herum. Es war seine ständige Meditation, sein Credo und sein Amen. Eines Tages

Fortsetzung der Diskussion zu keiner Lösung führte, befahl der Abt den beiden Mönchen, zu fasten und um eine göttliche Eingebung zu beten.

Das taten die beiden denn auch, gehorsam und voll Hingebung. Sie fasteten vierzig Tage lang, und am einundvierzigsten Tag starben sie. Beide zur selben Minute. Der Herr hatte sie zu sich gerufen.

„Endlich werden wir nun die Wahrheit erfahren“, sprach die Seele von Bruder Bonifatius zur Seele von Bruder Ignatius während der Himmelfahrt.

„Sicher,“ sprach des Seele von Bruder Ignatius, „denn der Herr lügt weder noch ist er paradox.“

Der Herr empfing die beiden Seelen mit ernster Miene.

„Nun, was habt ihr mir zu sagen?“ fragte er bekümmert.

„Stimmt es, dass der Teufel nie die Wahrheit sagt?“ fragte die Seele von Bruder Bonifatius.

„Ja, das stimmt“, sagte der Herr.

„Und stimmt es, dass es außer wahren und falschen Sätzen auch noch eine dritte Art gibt, nämlich paradoxe?“

„Ja, das stimmt“, sagte der Herr. „Es gibt die beiden Wahrheitswerte Wahr und Falsch, und es gibt Sätze, die keinen dieser Wahrheitswerte haben, sondern paradox sind.“

„So dürfen wir frohlocken?“ fragten die beiden Seelen vorsichtig, denn die Miene des Herrn schien ihnen düster.

„Ihr habt, scheint's, noch nicht begriffen, was passiert ist. Du, Bonifatius, hast den Teufel zu einer paradoxen Antwort

Forschungen einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

„Darf ich Dir einige Fragen stellen?“ bat er den Teufel ungeniert.

„Nein!“ sagte dieser.

Bruder Bonifatius bedankte sich erfreut, denn dies war die Antwort, die er sich erhofft hatte.

„Werde ich in die Hölle kommen?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht!“ antwortete der Höllenfürst lächelnd.

„Du weißt es sehr gut“, sagte Bruder Bonifatius. „Ich weiß, dass Du nie die Wahrheit sagst!“

Da überzog ein böses Lächeln das Gesicht des Höllenfürsten wie eine Maske aus Spinnweben:

„Ja, das stimmt“, sagte der Böse, „ich sage nie die Wahrheit!“

Und mit einem teuflischen Lachen, dessen Echo aus allen Ecken des Klosters widerhallte, verschwand der Teufel.

Bruder Bonifatius stand da wie mit einer Keule getroffen. Wie konnte das sein? Wie konnte der Teufel zugeben, dass er nie die Wahrheit sagte?

Bruder Bonifatius begann zu grübeln. Als notorischer Lügner hätte der Teufel doch sagen müssen: Nein, ich sage immer die Wahrheit! oder: Doch, manchmal sage ich auch die Wahrheit, jedenfalls etwas in diesem Sinn.

Konnte es sein, dass der Teufel die Wahrheit gesagt hatte? Das würde aber doch bedeuten, dass der Teufel nie die Wahrheit sagte, also auch dieser Satz unwahr war!

Der Satz widersprach sich selbst!

Wenn dieser Satz aber unwahr war, dann hieß das, dass der Teufel doch manchmal die Wahrheit sagte, zwar nicht unbedingt in diesem Fall, aber hin und wieder, wenigstens ein einziges Mal. Logisch ergab diese Annahme keinen Widerspruch. Aber sie stand im Widerspruch zu der von Bruder Bonifatius mitentwickelten Exakten Theologie. Denn die hatte doch eindeutig, mit mathematischen und physikalischen Mitteln nachgewiesen, dass der Teufel *nie* die Wahrheit gesagt hatte, sagte, oder sagen würde!

War die Exakte Theologie doch falsch? Hatten die Klerikalkulationsprogramme versagt? Waren die Theologarithmen fehlerhaft?

Demütig schlich Bruder Bonifatius zum Abt und gestand ihm seine Zweifel, und dass möglicherweise die Exakte Theologie und mit ihr das dem Kloster zugeteilte Forschungsbudget auf wackligen Beinen stünden. Der Abt gebot dem Bruder Bonifatius strengstes Stillschweigen und berief sofort eine geheime Beratung seiner vier oder fünf vertrautesten Mönche ein. Unter denen war auch Bruder Ignatius. Als er die Problemstellung hörte, brauchte er nicht lange nachzudenken. Lächelnd erhob er sich und sagte:

„Verehrter Abt, liebe Mitbrüder, ich kann euch beruhigen, der Exakten Theologie und unserem Forschungsbudget droht keine Gefahr. Unser Bruder Bonifatius ist einem Trugschluss aufgesessen. Seine Schlussfolgerung lautete: Wenn der Satz des Teufels wahr ist, dann sind alle Sätze des Teufels falsch, folglich auch

dieser. Da dies ein Widerspruch ist, so schloss Bruder Bonifatius, kann der Satz nicht wahr sein. Wenn er aber unwahr ist, so schloss er weiter, so muss der Teufel zumindest einmal irgendwo, irgendwann die Wahrheit gesagt haben. Und dann ist die Exakte Theologie falsch, die nachgewiesen hat, dass der Teufel noch nie die Wahrheit gesagt hat. Nun liebe Mitbrüder, an dieser Schlussfolgerung stimmt eines nicht: Wenn ein Satz nicht wahr ist, so heißt das noch nicht, dass er falsch ist. Er kann auch paradox sein. Von paradoxen Sätzen kann man nicht sagen, ob sie wahr oder falsch sind. Denn beide Annahmen führen zu einem Widerspruch. Ich erinnere an das berühmte Lügnerparadoxon vom Kreter Epimenides.

Der Satz des Teufels, der unseren Bruder Bonifatius so beunruhigt hat, ist so ein Satz. Weder wahr noch falsch, sondern einfach paradox. Der Satz des Teufels ist ebenso paradox wie die Sätze: ‚Ich lüge jetzt‘ oder: ‚Dieser Satz ist falsch‘. Er ist weder wahr noch falsch, denn da der Teufel nie die Wahrheit sagt, kann der Satz nicht wahr sein. Da er aber behauptet, dass der Teufel nie die Wahrheit sagt, kann er auch nicht falsch sein. Er ist paradox. Und die exakte Theologie ist gerettet. Wir dürfen nur die Aussage ‚Der Teufel sagt nie die Wahrheit‘ nicht so verstehen, als bedeute sie ‚Der Teufel lügt immer‘. Sie bedeutet vielmehr: ‚Was der Teufel sagt, ist entweder falsch oder paradox‘.“

Die Ausführungen von Bruder Ignatius überzeugten einige der Mönche, die anderen jedoch nicht. Zweifel machte sich breit. Unter anderem zweifelte auch der Bruder Bonifatius. Da die

Betrachter traten, was einen fremden, unwirklichen Zauber ausübte.

Der junge Mann, schon längst berühmt, war immer noch einsam. Von seinem Fachgebiet verstand praktisch niemand soviel wie er, mit wem also hätte er darüber sprechen sollen. Und über andere Dinge wusste er kaum etwas. Die Frauen waren für ihn sehr seltsame, fremde Wesen, nach denen er sich zwar sehnte, doch die ihm auch Scheu, fast Angst einflößten.

So begann er eines Tages, fast ohne sich darüber im Klaren zu sein, was er da tat, das Programm eines künstlichen Menschen zu entwerfen. Eines weiblichen Menschen. Er verbarg, was er wirklich vorhatte, vor sich selbst, indem er sich einredete, er arbeite an einer Charakterstudie für eine neue lebende Dichtung. Doch er verbiss sich in sein Projekt, feilte und bosselte daran fast zwei Jahre, und dann bestellte er von einer Firma, die lebensechte elektronisch steuerbare Puppen für sehr, sagen wir, banale Zwecke herstellte, das Spitzenmodell und begann, ihr sein Programm einzubauen.

Das Ergebnis war verblüffend. Ihre Bewegungen waren von einer jungmädchenhaften Anmut, wie er sie für die Frau seiner Träume immer gewünscht hatte. Ihre Stimme war glockenrein, ihr Gesichtsausdruck und Mienenspiel frisch und Lebendig. Sie war himmelweit entfernt von den steifen Menschenimitationen, die bisher von der elektronischen Unterhaltungsindustrie produziert worden waren. Ihre Konversation ließ freilich noch zu wünschen

provoziert! Und du, Ignatius, hast ihn mit deiner Entdeckung auf diese Idee gebracht. Denn wo Menschen forschen, schaut ihnen der Teufel beständig über die Schulter, um zu sehen, wie aus den Erfindungen des Geistes teuflischer Nutzen gezogen werden kann. Und nun seht, was ihr angerichtet habt. Der Satz des Teufels ist nämlich nicht nur paradox, sondern zugleich noch etwas viel Schlimmeres. Seht euch diesen Satz an:“

Und der Herr schrieb mit seinem Finger in die Wolken:

„Dieser Satz ist entweder falsch oder paradox.“

„Nun,“ sprach er, „ist der Satz wahr, falsch oder paradox? Wenn er wahr ist, dann muss er entweder falsch oder paradox sein, wie er selbst behauptet. Wenn er aber falsch ist, dann stimmt seine Behauptung, also ist er wahr. Wenn er paradox ist, so trifft seine Behauptung wiederum zu, also ist er wiederum wahr. Wenn er aber wahr ist, so muss er entweder falsch oder paradox sein! Siehst du nun, was du angerichtet hast, Ignatius? Ständig werden wir zwischen den Wahrheitswerten hin- und hergeworfen. Es ist also offensichtlich, dass der Satz wirklich paradox ist, und zwar so paradox, dass wir nicht einmal entscheiden können, ob er paradox ist. Wenn wir aber zugeben, dass er wirklich paradox ist, dann ist er doch wahr! Und wir *müssen* zugeben, dass er paradox ist, denn wir können doch nicht sagen: dieser Satz ist nicht wahr, er ist nicht falsch, und es stimmt auch nicht, dass er *keinen* Wahrheitswert hat! Und nun versteht ihr hoffentlich, was wirklich geschehen ist: der Teufel, der nie die Wahrheit sagt, hat einen paradoxen Satz gesagt. Und dieser paradoxe Satz *ist wahr!*

Versteht ihr, was das bedeutet? Die Paradoxie ist wahr, und die Wahrheit ist paradox!“

„Aber Allmächtiger!“ rief Bruder Ignatius aus, „Hast Du das nicht schon immer gewusst?“

„Ich schon,“ sagte der Herr, „aber ich habe gehofft, es vor euch geheim halten zu können. Jetzt muss ich dieses Geheimnis mit euch teilen!“

„Du *mussst*?“ sprach Bonifatius erschüttert. „Du bist doch der Allmächtige?“

„Ach Gott,“ seufzte der Herr, „allmächtig! Kann ich einen Stein machen, so groß, dass ich ihn selber nicht heben kann?“

## Pygmalion

Gegen Ende der Altzeit, vielleicht im einundzwanzigsten oder zweiundzwanzigsten Jahrhundert, lebte auf der Erde in einem kleinen Städtchen namens Cyprus, nicht weit von Los Angeles, ein begnadeter junger Computerkünstler. Er konnte alles programmieren, was man sich vorstellen kann, es schien, als ob er den kalten Rechenmaschinen Leben einhauchte. Seinen ersten Ruhm hatte er mit „lebenden Dichtungen“ erworben, Programmen, die er aus den Formen der Lyrik, des Romans und der Abenteuerspiele der Computerfrühzeit abgeleitet hatte. Es waren Dichtungen, in denen man sozusagen umhergehen konnte, die ausgebreitet waren wie eine Landschaft. Man konnte sie auch von oben überfliegen, wie man ein Gelände aus der Vogelschau

betrachtet, oder in sie eindringen wie in Höhlen, oder sich in ihnen verlieren wie in Labyrinthen. Doch sie hatten noch eine Eigenschaft: Sie veränderten sich mit der Zeit. Man konnte gewissermaßen zu einem schon einmal durchstreiften Kapitel zurückkehren und es war nicht mehr dasselbe; vielleicht nur wenig, kaum merklich verändert, vielleicht auch gänzlich fremd und nicht mehr wiederzuerkennen.

Später schuf er auch Bilder dieser Art, die man nach allen Richtungen, in allen drei Dimensionen durchstreifen konnte, und die sich da langsam, dort sprunghaft veränderten, so als ob hier etwas wüchse, dort etwas verginge, Tode und Geburten stattfänden, Entwicklungen und Deformationen, Stagnation und Katastrophen sie belebten oder erstarren ließen.

Seine feinsten Kreationen freilich konnten nur hochgebildete Kybernetiker genießen, denn deren ästhetischer Reiz lag nicht so sehr an der Benutzeroberfläche des Programms, sondern vielmehr in den logischen Tiefen des Algorithmus selbst. Es waren logische Kompositionen, tiefgründiger als Bachsche Fugen, und - so seltsam es klingen mag - Kenner konnten bei der Lektüre der Listings in Tränen ausbrechen, wie ja auch manche Musiker von der Lektüre einer Partitur mehr ergriffen werden als von Anhören des Stücks.

Er stellte auch eigenwillig geformte bewegte Figuren her, die auf seltsame Weise auf die Gesten, die Körperwärme und die Hautfeuchtigkeit der Betrachter reagierten und so gewissermaßen in eine direkte Kommunikation mit dem Unterbewusstsein der

doch nun, im nachhinein, genau festgestellt werden, warum die Entwicklung so und nicht anders verlaufen war. Und noch immer war Olympia sein Produkt, ein Spiegelbild seiner selbst. Er liebte sie, ja, aber so wie ein Dramatiker eine Figur aus einem seiner Dramen lieben kann: als einen Traum, als eine Entäußerung seiner selbst. Aber niemals konnte sie ihm ein Mensch, ein Partner, ein lebender Gegenpol sein.

Seine Liebe verwandelte sich in Abscheu, der Abscheu in Ekel. „Sei doch du selber“ brüllte er sie eines Morgens an, als er neben ihr erwachte.

„Was wirst du noch alles von mir wollen?“ sagte sie traurig. „Mein Wesen ist: dein Geschöpf zu sein. Du willst, ich soll ich selber sein, also nicht dein Geschöpf. Dann soll ich also, um endlich ich selber zu werden, nicht mehr ich selber sein?“

„Verschon mich mit deiner Logik!“ knurrte er und wusste genau, dass es seine Logik war, die aus ihr sprach.

Nach dem Frühstück ging sie, um Einkäufe zu machen. Sie kam nicht wieder.

Am nächsten Tag kam eine kurze Nachricht: „Ich liebe dich nicht mehr. Ich gehe zu einem anderen!“

Erst war er erleichtert. Später doch leicht enttäuscht über ihre schnelle Untreue. Bald fühlte er mit Erstaunen Eifersucht. Dann merkte er seine Vereinsamung. Und dann wurde er rasend unglücklich.

Tagelang lief er in seiner Wohnung im Kreis, hielt anklagende Reden, brach laut weinend zusammen, trank nach und nach alle

übrig, doch er hatte ihr ein selbstlernendes Programm eingegeben, und mit Begeisterung lehrte er sie alles, was er wusste. Und bald wurde es ihm klar: Er hatte sich in sie verliebt. Nicht lange, und sie war soweit, dass er sich mit ihr in der Öffentlichkeit zeigen konnte. Kein Mensch kam auf die Idee, in ihr eine Maschine zu vermuten, und selbst Männer, die mit Produkten der besagten Firma intimen Umgang hatten, hätten aufgrund ihrer Lebhaftigkeit und Natürlichkeit kaum eine Ähnlichkeit mit dem bekannten Spitzenmodell gefunden. Höchstens hätte einer vermuten können, hier das lebende Vorbild vor sich zu haben, das für die elektronische Puppe Modell gestanden hatte.

Freilich war des jungen Künstlers Bedürfnis nach Gesellschaft anderer Leute noch geringer geworden, seit sein Geschöpf vollendet war. Praktisch lebte er nur mit seine Geliebten, der er, einer unbestimmten Erinnerung an etwas Gelesenes folgend, den Namen Olympia gegeben hatte. Er brauchten niemand anderen mehr, denn er hatte sich die ideale Gefährtin geschaffen.

So ideal sogar, dass er, wenn er einen Mangel fand, sie gewissermaßen auseinandernehmen und noch verbessern, noch genauer seinen Wünschen anpassen konnte. Oft und oft saß er viele Nächte am Computer und arbeitete neue anziehende Eigenschaften, neue liebenswerte Charakterzüge für sie aus, verlieh ihr immer weitergehende Fähigkeiten.

Und doch, nach einem Jahr oder zweien begann seine Liebe nachzulassen. Er fragte sich, woran das liegen konnte und was

er vielleicht an seiner Olympia noch verbessern konnte. Doch zu seiner Verwunderung fehlte ihm auch die Lust, an ihr zu bessern, zu arbeiten, zu feilen. Tatsächlich, was sollte er noch verbessern: Sie entsprach perfekt all seinen Bedürfnissen. Vielleicht zu perfekt. Ja, das könnte es sein, dachte er, sie war ein perfektes Spiegelbild seiner Wünsche und erfüllte sie zuverlässig. Sie forderte ihn nicht, er musste sie nie umwerben ihr niemals schmeicheln, sie niemals trösten, über nichts hinwegsehen.

So begann er - vorsichtig und mit Maßen - ihr auch negative Eigenschaften einzupflanzen, ein wenig Eitelkeit etwa, eine gewisse Neigung, seine eigenen negativen Eigenschaften zu bespötteln, und ein kleines Talent für extravagante Wünsche.

Das gab seiner Beziehung zu Olympia für einige Zeit wieder eine gewisse Würze. Als ihm das nicht mehr genügte, verlieh er ihr sogar die Fähigkeit zu trotzen und ihm ihre Zärtlichkeiten zu verweigern. Doch schließlich wurde ihm klar, welcher Selbsttäuschung er erlegen war. Sie weigerte sich zwar nun öfters, ihm seine Wünsche zu erfüllen - doch auf seinen Wunsch. Noch immer hatte er ein Spiegelbild seiner Wünsche vor sich, ein noch perfekteres sogar als zuvor.

Und langsam, langsam dämmerte ihm ein noch tieferer Grund für seine Unzufriedenheit. Er hatte ein Kunstwerk geschaffen, o ja, ein Kunstwerk, weit über alles bisher Vorstellbare hinaus. Doch mochten andere sie auch für lebendig halten, ihm war im Grunde doch klar, dass *er* ihren Charakter geschaffen hatte. Jede ihrer Eigenschaften hatte er auf dem Reißbrett entworfen. Theoretisch

hätte er jede ihrer Reaktionen mit Bleistift und Papier vorherberechnen können. Die Gedanken, die sie aussprach, waren seine Gedanken, und die Gefühlsregungen, die sie zeigte, waren Abwandlungen der seinen.

Er hatte die Zauberbrille der Selbstsuggestion verloren. Wenn er sie ansah, dann sah er gewissermaßen durch sie hindurch, er kannte ja jedes Chip in ihr, jede Verdrahtung, jede Lötstelle, er wusste auswendig die langen, langen Listen von Daten, die ihren Charakter ausmachten, die Kreuz- und Querverbindungen ihres Gefühlslebens, die er selber angelegt hatte.

Noch einmal setzte er sich hin und arbeitete ein Programm aus, das ihr die Möglichkeit gab, sich zu entwickeln. Nach dem Vorbild gewisser lernfähiger Schachprogramme baute er sie so um, dass ihre Erfahrungen und die Schlüsse, die sie daraus zog, ihr Programm veränderten, sodass sie bis zu einem gewissen Grad sich selbst programmierte. Eine Zeitlang faszinierte es ihn, diese Entwicklung zu verfolgen. Er liebte sie wieder, vielleicht nicht mehr so sehr wie ein Liebhaber, eher wie ein Vater, der das Reifen seines Kindes verfolgt. Doch bald fiel die Zauberbrille ein weiteres Mal von ihm ab. Er musste erkennen, dass sie zwar nun Eigenschaften aufwies, die er nicht geplant hatte, dass ihre Entwicklung einen Weg genommen hatte, den er nicht vorausgesehen hatte. Doch er war es immer noch, der die *Regeln* festgelegt hatte, nach denen diese Entwicklung verlaufen war. Und wenn auch das Ergebnis wegen der eingebauten Zufallsgeneratoren nicht vorhersehbar gewesen war, so konnte

überflüssig und zweitens absolut schädlich ist, die Umwelt vergiftet, Prostatakrebs und Impotenz verursacht und Cellulitis hervorruft. Werd ich da nicht zu dir sagen: ‚Herzesschätzchen, komm, lass das bleiben, hilf mir lieber beim Jäten!‘?

Du aber wirst vielleicht zu mir sagen: ‚Mein Zuckerpopöchen,‘ – wieder ein Wort, bei dem der Papst zusammensuckt – ‚„Mein Zuckerpopöchen“, wirst du sagen, ‚ich kann nicht jäten. Erstens tut mir der Rücken weh, wenn ich mich bücken muss, und zweitens kann ich Spinat nicht von Brennesseln unterscheiden, ich bin nämlich Chemiker! Alles, was ich kann, ist Pülverchen zusammenmischen.‘

Werde ich da nicht sagen: ‚Um Himmelswillen, mein Honigschnäuzchen, dann setz dich halt in die Sonne und schau mir beim Jäten zu. Bevor ich mit einem Cellulitishintern herumlaufe und riskiere, dass dir der Schwanz nicht mehr steht, lass ich mir doch lieber beim Arbeiten zugucken. Wenn deine Arbeit eh überflüssig war, dann bin ich um nichts schlechter dran, wenn du sie nicht machst, und wenn sie auch noch schädlich war, dann bin ich jetzt auf jeden Fall besser dran. Also kann ich dir ruhig weiter deinen Anteil an den Tomaten und Gurken geben, auch wenn du dir nur die Sonne auf den Bauch scheinen lässt.‘

Jetzt stell dir aber vor, du würdest Geld kriegen für deine Arbeit. ‚Um Himmels willen‘, würdest du sagen, ‚du willst mich ruinieren. Wenn du meine Pülverchen nicht mehr kaufst, krieg ich kein Geld, und wenn ich kein Geld habe, kann ich von dir keine Tomaten und Gurken kaufen. Dann stehst du da mit Tomaten und Gurken, die du nicht verkaufen kannst, und mit einem

Falschen leer, die er in seiner Wohnung finden konnte, und schließlich ertrug er es nicht mehr und begann Nachforschungen anzustellen, wohin sie gegangen war.

Es war nicht schwer herauszufinden. Sie war zu Dave Goldberg gegangen, einem eher altmodischen Maler zweidimensionaler Bilder, den sie kennen gelernt hatte, als ihr Schöpfer mit ihr noch auf Partys ging, um ihre Tauglichkeit für die Öffentlichkeit zu testen.

Tagelang umschlich er Daves Haus. Eines Abends sah er die beiden heimkommen, Arm in Arm, vielleicht etwas beschwipst, vielleicht einfach trunken von ihrer jungen Verliebtheit. Er brach zusammen.

Am nächsten Morgen wartete er ab, bis er sie aus Daves Haus gehen sah. Dann stürmte er hinein, drückte wie rasend auf die Klingel, und als Dave öffnete, ging er an ihm vorbei, drehte sich um und sagte mit schneidender Kälte: ‚Ich muss dir etwa sagen: Du liebst einen Roboter. Olympia ist von mir programmiert!‘ Mit Triumph in den Augen wartete er auf Daves Erschrecken.

‚Ich habe es mir gleich gedacht‘, sagte Dave leise und lächelte. ‚Sie ist wundervoll. Sie ist ganz anders als du, und doch hat sie mich sofort an dich erinnert. Sie passt zu dir, wie das Schloss zum Schlüssel. Du hast sie für dich programmiert, nicht wahr?‘ Der Künstler nickte stumm. Und dann erzählte er weinend alles. Der Maler hörte ihm zu und sagte dann: ‚Sie sagte mir, dass sie an dem Morgen geboren wurde, als sie zu mir kam. Was vorher war, weiß sie, weil sie es als Information in ihrem Gedächtnis

gespeichert vorfindet. Aber sie hat vorher nichts erlebt. Sie war ein Automat und sie ist lebendig geworden. Als du von ihr verlangtest, sie solle aufhören, sie selber zu sein, um sie selber zu werden, da ist irgend etwas total Verrücktes in ihren Schaltkreisen vor sich gegangen, eine Verschachtelung, ein unendliches Sich-in-sich-selbst-Spiegeln und gleichzeitiges Sich-selbst-Negieren, sodass sie sich ihrer selbst bewusst geworden ist. Sie weiß jetzt, dass sie existiert, und sie weiß, dass sie weiß, dass sie existiert, und sie weiß, dass sie weiß, dass sie weiß und so weiter, bis in alle Ewigkeit. Das Paradoxon hat sie lebendig gemacht. Für mich jedenfalls. Aber für dich ist sie, fürchte ich, verloren.“ Der Künstler ging traurig davon.

Olympia soll noch lange existiert und mit vielen Männern gelebt haben, die ihr, weil sie Menschen aus Fleisch waren, alle wegstarben. Ob sie wirklich lebendig war, traute sich keiner zu sagen. Eines Tages soll sie, so sagt man, freiwillig ihre Stromzufuhr abgeschaltet haben.

Der junge Künstler meldete sich zu einer einsamen Raummission, von der er nicht lebend wiederkam. Sein Name war seltsamerweise - er war griechischer Abstammung - Theodore S. Pygmalion.

## Das Geld

„Geld“, sagt Carlotta, „Geld ist geil. Geld ist pure Energie. Geld ist wie ein voller Tank. Du weißt noch nicht, wo du hinfahren

willst, nach Mombasa oder Kabul. Egal - der Tank ist voll, die Welt steht dir offen, alles ist möglich. Es kann auch Cadíz sein oder Algier. Dann fährst du los. Wenn du da bist, ist der Tank leer. Gut, du bist da, aber wo sind deine Möglichkeiten? Du hast tausend Möglichkeiten eingetauscht gegen eine Wirklichkeit. Darum sind alle hinter dem Geld her, auch wenn sie nichts brauchen. Du kannst den ganzen Tag Austern und Kaviar fressen - eines Tages hast du es satt. Geld hast du nie satt. Echt schade, dass ich es einmal doch abschaffen werde.“

## Das Geld II

„Es ist doch eine seltsame Sache mit dem Geld“, wird Carlotta sagen, während sie mit dem Papst durch die Vatikanischen Gärten spaziert, in der einen Hand die Hand ihres Gatten, in der anderen einen eisgekühlten Martini haltend. „Nimm einmal an, wir zwei, Väterchen, wir beackern hier deinen Garten. Wie Adam und Eva, nach dem Sündenfall.“

Bei diesem Wort zuckt der Papst leicht zusammen und blinzelt heftig mit den Augen.

„Na, na, nimm's nicht so schwer. Sagen wir einmal, ich grabe und säe und pflanze und pflücke, und du stehst in deinem Gartenhäuschen und mixt Kunstdünger und Insektenschutzmittel, Unkrautvertilger und Maulwurfsgift. Und eines Tages erfahren wir, sagen wir durch göttliche Offenbarung, dass das ganze Zeug, das du da zusammenbraust, erstens völlig

verfeindete Unterhaufen gespalten, die solange faule Kompromisse schließen, bis jede Partei meint, die größte ihr erreichbare Anzahl von Zugeständnissen eingeheimst zu haben. Danach wird das Volk, das über den Inhalt der Verfassung möglichst im Unklaren gelassen wird, dazu aufgerufen, über sie abzustimmen. Mit einer Mischung aus Schrecken und Erleichterung musste ich erkennen, dass das ganze scheinbar so objektive Gebäude der Gesetze, über deren widerspruchsfreies Ineinandergreifen sogar eine eigene Wissenschaft, die Juristerei, wacht, dass dieses ganze feste Gebäude auf dem luftigen Grund eines puren Willküraktes aufgebaut ist, sei es nun der Willkürakt eines Volkes, seiner echten oder seiner vermeintlichen Vertreter. Ihr mögt über meine Naivität lachen, aber es erfüllte mich mit Beunruhigung, als mir eines Tages klar wurde, dass alle geheiligten Traditionen und uralten Volksbräuche irgendwann einmal völlig unehrwürdige Neueinführungen gewesen sind, oder auch, dass die uralten Volkstrachten irgendwann einmal der letzte Schrei der Mode waren.

Mit Befremden las ich von der Synode von Radhnapur, auf welcher erst dekretiert wurde, welche der Schriften unserer Religion nun in unser heiliges Buch aufzunehmen seien und welche nicht.

Alle diese Erfahrungen versetzten mich in einen ähnlichen Schrecken, wie es einst die Erkenntnis tat, dass zwar alles fest auf der Erde ruht, die Erde selbst aber haltlos im Raum schwebt.

Haufen Geld, der nichts mehr wert ist, weil du nichts drum kaufen kannst. Und selbst, wenn es mir noch gelingen sollte, meine Produktion auf etwas anderes umzustellen, bevor ich verhungert bin, könntest du es nicht mehr kaufen, weil dein Geld nichts mehr wert ist. Aber ich kann meine Produktion gar nicht umstellen<sup>2</sup>, würdest du sagen, weil mein ganzes Kapital in Töpfen und Tiegeln und Retorten und Zutaten für die Giftproduktion angelegt ist, und das muss sich erst amortisieren. Wenn du meine Pülverchen nicht mehr kaufst, wird mein Kapital plötzlich wertlos, meine Aktien sinken ins Bodenlose, ich bin ruiniert, verarmt, *pleite!*

Kannst du mir folgen, Schätzchen?“

„Nicht ganz, mein, mein...“

„Zuckerpopöchen wolltest du sagen, nicht wahr, mein süßer Unfehlbarer? Was war das letzte, das du begriffen hast?“

„Da, wo du dir Sorgen machst um meinen, um meinen...“

„Um deinen süßen, unfehlbaren Honigschwanz, nicht wahr? Na ja, immerhin etwas. Warte, ich erklär dir's noch einmal“

Seufzend nimmt der heilige Vater sein Schicksal hin, und Carlotta erklärt ihm alles wortwörtlich noch einmal<sup>2</sup>.

Wenn sie die ganze Historie noch einmal durch hat, fährt sie fort: „Was also wirst du tun, mein Erdbeerpimmelchen? Du wirst eine Kampagne starten. Du wirst Himmel und Hölle in Bewegung setzen - in diesem Fall hauptsächlich die Hölle - um zu

---

<sup>2</sup>Eine Gelegenheit, die auch der geneigte Leser, die geneigte Leserin, sollte er oder sie sich im selben Fall wie der Papst befinden, wahrnehmen könnte, um das Bisherige noch einmal zu lesen.

beweisen, dass die göttliche Offenbarung gefälscht war, falsch verstanden wurde, vom heiligen Offizium noch nicht bestätigt und überhaupt kommunistische Propaganda ist. Du wirst Werbefachleute anstellen und Journalisten schmieren - es gibt zwar keine, aber vielleicht wirst du unseren Hund mit einem Sandwichplakat herumlaufen lassen - und vor allem wirst du Druck auf die Regierung ausüben. Die Regierung besteht zwar nur aus uns beiden, also hat deine Lobby schon die halbe Regierung hinter sich. Du wirst eine halbe Stunde darauf verwenden, irgendwas an der Zusammensetzung deiner Produkte zu verändern, und zwei Tage, um einen neuen Namen zu erfinden. Dann wirst du ‚*Biokunstdünger*‘ und ‚*Ökogift*‘ auf den Markt bringen, und dann wirst du mich als oberste Zulassungsbehörde bestechen, indem du versprichst, zehn Prozent deines Gewinns in ein Umweltforschungsinstitut zu stecken, von dem ich die Direktorin werde und dessen ganzes Budget für mein Gehalt aufgeht. Und so werde ich schließlich nachgeben, Ehre und Gewissen verkaufen, Cellulitis kriegen und ein freudloses Alter verbringen, weil der Prostatakrebs dich zuerst um die Potenz und dann ums Leben gebracht hat. Verstehst du jetzt, warum ich das Geld abschaffen muss?“

Der Papst wird ergeben nicken und sich von Carlotta in eine Laube mit einem Ruhebett führen lassen, auf dem sie es ausgiebig treiben.

## **Bao Dös Lehre von der Grundlosigkeit**

Unser Leben ist wie das eines Menschenwesens, das von einem Turm gesprungen ist: ohne Halt rast es dem Tode zu.

Mit Schrecken erkennst du eines Tages, dass die Erde im Raum hängt, ohne Halt, ohne Grund.

Mit Schrecken erkennst du, dass auch dein Leben ohne Halt ist und du immer schneller dem Tode zufällst.

Nichts ist im Leben auf festen Grund gebaut, auch dein Denken nicht. Die Gesetze der Logik scheinen ihm festen Grund zu geben. Doch welche Logik kann dir sagen, dass die Gesetze der Logik richtig sind?

Weigerst du dich aber, die Gesetze der Logik anzuerkennen, wirst du sehr einsam sein: Du kannst mit niemandem reden, keiner wird dich verstehen.

Als ich ein Kind war, stellte sich mir das Leben im Staat - vermutlich, weil die Schule es mich so lehrte - folgendermaßen dar: Alles, was die Polizei und die Beamten tun, beruht auf den Verordnungen der Minister. Die Verordnungen der Minister beruhen auf den Gesetzen, die das Parlament beschließt. Und die Gesetze, die das Parlament beschließt, müssen in Einklang mit der Verfassung stehen. So ruht eins auf dem anderen, und der Willkür ist Tür und Tor verschlossen. Ein Gebäude von objektiven Gesetzen bestimmt das Zusammenleben der Menschen. Später aber hörte ich, wie die Verfassungen gemacht werden: Von einem Haufen wild streitender Männer, in mehrere

## Regentropfen

„Lebe wie ein Regentropfen“, lehrte Bao Dö: „Im freien Fall!“

## Das Unbenennbare

Der achtunddreißigste Abt stellte seinen Schülern einmal die Frage:

„Kann der Mensch erkennen, was er nicht benennen kann?“

Die Schüler meditierten, und alsbald entbrannte eine heftige Diskussion: Die einen vertraten den Standpunkt: „Um ein Ding zu erkennen, muss ich über es nachdenken. Um über es nachdenken zu können, muss ich ihm einen Namen geben. Über etwas, für das ich keinen Namen habe, kann ich nicht nachdenken. Also kann ich es auch nicht erkennen. Da das Unbenennbare keinen Namen haben kann - denn sonst wäre es ja nicht das Unbenennbare - kann ich nicht darüber nachdenken und es auch niemals erkennen.“

Andere sagten: „Es gibt noch andere Formen des Erkennens, die nicht mit Nachdenken zu tun haben. Das Unbenennbare lässt sich vielleicht mit den Gefühlen erkennen.“

Wieder andere riefen aus: „Natürlich, ich habe es: Das Erkennen des Unbenennbaren, *darin* besteht die *Erleuchtung!*“

„Quatsch!“, sagten die Vierten. „Alles, was mir vor die Augen kommt, was ich in die Hände kriege, kann ich irgendwie benennen. Für jedes Ding, von dessen Existenz ich irgendwie erfahre, kann ich einen Namen erfinden. Sogar Dinge, von denen

Unser Leben lang versuchen wir, uns an vermeintlich Festes zu klammern. Warum? Weil wir doch haltlos dem Tod entgegenfallen. Weil wir nicht wissen, wo wir herkommen und wo wir hingehen. Wir suchen Sicherheit im festen Bau der Gesetze, die über uns wachen, in den alten, geheiligten Bräuchen und Traditionen, in den heiligen Büchern. Aber nichts davon ist auf festen Grund gebaut. Alles, was wir ergreifen, fällt mit uns mit.

Manche halten es mit der Wissenschaft und versuchen, von ihr Sicherheit zu gewinnen. Sie versuchen es zum Beispiel mit der Mathematik, der exaktesten von allen Wissenschaften. Die Mathematik ist ein wunderbares Gebäude. Jeder ihrer Sätze wird aus anderen Sätzen bewiesen. Logisch ruht ein Satz auf dem anderen. Doch auf welchem Fundament ruhen alle diese bewiesenen Sätze? Auf den sogenannten Axiomen, Festlegungen, von denen es heißt, dass sie nicht bewiesen zu werden brauchen, sondern „unmittelbar einleuchten“. Dass durch zwei Punkte immer genau eine Gerade geht - es kann nicht bewiesen werden. Zwar heißt es, dass sich niemand zwei Punkte denken kann, durch die *nicht* genau eine Gerade geht. Aber wer sagt, dass das nicht bloß eine Unzulänglichkeit unseres Geistes ist?<sup>3</sup>

Es lassen sich ganze Gebäude der Wissenschaft auf solchen Axiomen errichten. Manche suchen die Ereignisse der Geschichte zu verstehen, indem sie versuchen die Psychologie des Menschen zu verstehen, die Grundlagen für seine Psychologie aber suchen sie in seiner Biologie und die Ursachen für das biologische

Geschehen in der Chemie. Die Ursachen für das chemische Geschehen aber liegen in der Physik begründet, in den Eigenschaften der Materie. Je tiefer wir aber eindringen in ihre Struktur, um so mehr zerrinnt sie uns zwischen den Fingern, und was bleibt, ist eine Bewegung, aber es ist nichts da was sich bewegt.

Was aber die Beweise in der Wissenschaft anlangt, so halten wir uns an die Logik. Wenn es uns gelingt, mit Hilfe der Logik von einem Satz zu einem anderen zu gelangen, so halten wir den zweiten Satz für bewiesen, vorausgesetzt, der erste war es ebenfalls. Mit welcher Logik aber wollen wir die Logik selbst beweisen? Auch sie beruht wiederum auf Axiomen, die nicht bewiesen werden können. Man sagt: Ein Ding ist entweder A, oder es ist nicht A, und ein Drittes gibt es nicht. Das lässt sich zwar nicht beweisen, aber jedem sei klar, dass es so ist. Ebenso sei jedem klar, dass ein Ding, wenn es A ist, nicht gleichzeitig nicht A sein kann. Was sagt das aber aus? Vielleicht nur, dass unsere Gehirne eben so gebaut sind, dass sie mit diesen Voraussetzungen arbeiten und nicht mit anderen.

Es gibt freilich welche, die sagen: „Unsere Logik kann nicht allzu falsch sein, sonst hätten wir, die wir uns ihrer bedienen, nicht solange überlebt.“ Sie sagen, der Mensch hat sich nur deshalb entwickelt, weil seine Logik ihn besser zum Überleben befähigt hat als der bloße Instinkt. Nun, das Argument ist nicht schlecht. Vorausgesetzt, dass die Welt wirklich so funktioniert, wie wir es

mit Hilfe unserer Logik herausgefunden zu haben glauben. Aber selbst wenn wir dem Argument zustimmen, was sagt es uns schon: Es sagt, dass wir die Welt soweit richtig erkennen, wie es zu unserem bisherigen Überleben notwendig war. Wie richtig ist das?

Auch die Zecke erkennt von der Welt soviel, wie zu ihrem Überleben notwendig ist: den Geruch von Buttersäure und eine Temperatur von 36 Grad. Riecht sie Buttersäure, lässt sie sich fallen, fühlt sie die richtige Temperatur, beißt sie zu. Wie hoch erhaben dünkt uns unsere Welt über der Welt der Zecke zu stehen. Und doch: Selbst ein Wesen, das zehnmal höher über uns steht als wir über der Zecke, würde die Welt nicht annähernd voll erfassen.

Mit all dem will ich nichts gegen Gesetze und Verfassungen sagen. Mit all dem will ich nichts gegen die Wissenschaften sagen. Mit all dem will ich nichts gegen die Logik sagen. All das mag in seinem Bereich gut und nützlich sein. Aber Sicherheit ist daraus nicht zu gewinnen.

Am Rande jeder Wissenschaft lauert der Abgrund des Ungewissen. Nirgends gibt es einen Halt, nirgends gibt es festen Boden unter den Füßen. Denkst du alles zu Ende, erkennst du, dass unser Leben wirklich nicht anders ist, als das eines Menschenwesens, das von einem Turm gesprungen ist.

## Bemerkung zu einem berühmten Schluss-Satz

Der achtunddreißigste Abt sagte: „Worüber man nicht sprechen kann, davon kann man nicht einmal sagen, dass man darüber schweigen muss.“

## Die Unschuld

„Die Unschuld zu erreichen“, sagte Bao Dö, „ist das Schwerste. Die Erleuchtung ist aber wie Unschuld. Doch wie sollen wir nach Unschuld streben, wenn jegliches Streben die Unschuld zerstört?

Wir alle wissen, was von Leuten zu halten ist, die beispielsweise sagen: ‚Mir kann man alles einreden, ich bin ja so naiv!‘ Wenn eins naiv ist, dann weiß es eines ganz sicher nicht: dass es naiv ist.

Naiv und unschuldig sein, heißt, wie ein neugeborenes Kind sein, den Unterschied zwischen gut und böse nicht wissen, das eigene Tun nicht werten, nicht bedenken, was andere von einem halten, nichts scheinen wollen, sich selbst nicht beobachten.

Indem wir uns selbst beobachten, geraten wir in Zwiespalt mit uns selbst. Im Eins sein, heißt unschuldig sein.“

## Verben

Den hundertzweiunddreißigsten Abt konnte keiner verstehen. Aus der Überzeugung heraus, dass es weder Dinge noch

ich nur vom Hörensagen weiß oder die es gar nicht gibt, kann ich benennen. Die einzigen Dinge, die ich nicht benennen kann, sind die, von deren Existenz ich nichts weiß, die ich mir nicht einmal vorstellen oder erträumen kann. Also nur das Unerkennbare ist das Unbenennbare. Also ist das Unbenennbare per definitionem unerkennbar.“

Erwartungsvoll blickten die Schüler ihren Abt an, wem er nun recht geben würde.

Der aber schüttelte bekümmert sein Haupt und sagte: „Wie soll ich einem von euch recht geben? Ihr habt ja nicht einmal das Thema besprochen, das ich euch gestellt habe. Ihr sprecht von etwas, dem ihr den Namen: ‚Das Unbenennbare‘ gegeben habt. Da ihr ihm aber gerade einen Namen gegeben habt, wie kann es da das Unbenennbare sein?“

Die Schüler schwiegen eine Weile verblüfft. Dann begann die Diskussion von neuem, nur, dass die Schüler jetzt Redewendungen gebrauchten wie: „Das *Wirklich* Unbenennbare“, oder: „Das, Was Auch Nicht *Das Unbenennbare* Genannt Werden Kann“ und ähnliches. Schließlich aber verebbte die Diskussion und sie schwiegen verwirrt, weil sie merkten, dass sie so nicht weiterkamen.

Dann aber meldete sich ein Schüler und sagte: „Es gibt nichts Unbenennbares. Wir können die Welt einteilen in die Dinge, die wir kennen, und die, die wir nicht kennen. Die Dinge, die wir kennen, haben jedes einen eigenen, konkreten Namen. Alle

anderen belegen wir mit dem gemeinsamen Namen: ‚Alle anderen‘. So haben wir alles in der Welt benannt, und damit fertig.“

„Sicher, sicher“, sagte der Abt, „aber nicht darüber wollte ich mit euch sprechen. Sondern über das, was außerhalb dessen liegt, von dem du gesprochen hast.“

„Außerhalb wessen?“

„Außerhalb von allem!“

„Außerhalb von Allem? Aber wie können wir von dem sprechen, was außerhalb von Allem ist, wenn da gar nichts außerhalb ist?“

„Was heißt: ‚Wie können wir davon sprechen?‘ Wir tun es doch gerade!“

„Ich finde“, sagte der Schüler, „wir sollten nur von dem sprechen, was ist, und nicht von dem, was nicht ist! Von etwas reden, was nicht ist, ist sinnlos und führt nicht zur Erleuchtung.“

„So, du Schlaukopf? Gerade wollte ich dem Bruder Koch die Anweisung geben, das Abendessen zu bereiten. Doch da das Abendessen noch nicht existiert, werde ich auch nicht davon reden, weil das sinnlos ist. So wird das Abendessen freilich nie zur Existenz kommen, und du wirst hungrig zu Bett gehen. Nein, nein, mein Freund, es ist nicht so einfach. Du teilst die Dinge ein in zwei Klassen: die, die du kennst und daher konkret benennen kannst, und die, die du nicht kennst und daher nur allgemein benennen kannst. Wie aber kannst du von Dingen sprechen, die du nicht kennst, wenn du gar nicht weißt, ob es solche Dinge gibt? Vielleicht gibt es sie nicht, und dann ist das

Reden von ihnen - nach deiner eigenen Behauptung - sinnlos! Nein, nein, bemüht euch! Richtet euer Bewusstsein mit aller Macht auf das, was nicht benannt werden kann, auch nicht durch diese Worte oder durch Worte überhaupt. Lasst euch nicht verwirren durch die Täuschungen der Sprache.

Ich sage euch: ‚Erleuchtung ist das, worüber man nicht nachdenken kann‘. Sofort beginnt ihr, darüber nachzudenken, was das denn sei, worüber man nicht nachdenken kann. Und nach einiger Zeit fällt euch auf, dass ihr gerade über *das, worüber man nicht nachdenken kann*, nachgedacht habt. Also wird euch klar, ihr habt über etwas Falsches nachgedacht. Also sucht ihr weiter und weiter, und immer wieder erkennt ihr: Das, worüber ihr nachdenkt, kann nicht das sein, was ich gemeint habe. Also verliert ihr euch in unendlichen Wiederholungen. Oder ihr gebt einfach auf. Oder, wenn ihr so denkt, wie unser junger Freund hier, kommt ihr zu dem Schluss, dass es das, worüber man nicht nachdenken kann, gar nicht gibt, also: dass man über alles nachdenken kann. Was für eine lächerliche Behauptung. Ein jeder von euch, der nicht völlig verblendet ist, wird einsehen, dass das nicht sein kann. Darum sage ich euch: Warum klaubt ihr in meinen Worten herum? Warum hört ihr auf das, was ich euch sage? Wo doch alles, was ich euch sagen kann, ist, dass das Entscheidende nicht gesagt werden kann!“

„Der Sündenfall der Materie war der Urknall“, lehrte Li Guo. „Der Sündenfall des Lebens fand in jener Ursuppe statt, in der sich unter Einfluss der Sonnenenergie Kohlenstoffatome so mit anderen Atomen verbanden, dass daraus Moleküle mit der Fähigkeit sich zu verdoppeln entstanden. Von ihnen stammen alle existierenden Arten ab, die mit dem Fluch des Arterhaltungstriebs beladen sind. Zu preisen sind aber die anderen, die nichtduplizierenden Moleküle: Von ihnen stammen die nichtexistierenden Arten ab!“

### **Carlottas Predigt vom Fortschritt**

„Wir sollten lernen, unsere Fortschritte nicht gleich wieder aufzufressen“, sagte Carlotta während einer ihrer berühmten Sonntagspredigten im Petersdom. „Da haben Leute einmal den Ackerbau erfunden. Nicht schlecht, der Ackerbau, man kann planen, Vorräte anlegen, und dieselbe Menge Leute, die früher zehn Quadratkilometer gebraucht haben, um sich zu ernähren, brauchen nur mehr einen Quadratkilometer. Und was geschieht? Die Leute vermehren sich, und auf den zehn Quadratkilometern leben jetzt zehnmal so viele Leute. Sie roden den Wald, Pilze, Beeren, Nüsse, Hasen und Wildschweine verschwinden. Und jetzt *müssen* sie in der Erde rumbuddeln. Sollten sie auf die Idee kommen, dass sie für ihre Sicherheit als Ackerbauern doch eine ganze Menge Freiheit und Spaß als Jäger hergegeben haben, oder sollten ihnen eine Dürre, eine Überschwemmung ihre Äcker rui-

Eigenschaften gebe, sondern nur Vorgänge, verbannte er alle Substantiva und Adjektiva aus seiner Sprache. „Darum, weil drehen leuchten bewegen strahlen tanzen, zeigen bedeuten drehen anderswo lachen üben“ war noch eine seiner zugänglichsten Aussagen. Er wurde sehr alt und war über fünfzig Jahre lang Abt, hochverehrt von seinen Schülern. Trotz der Verehrung, die ausnahmslos alle für ihn empfanden, verfielen unter seiner Regentschaft die Sitten im Kloster zusehends und die Lehre erlitt viele Entstellungen und Verdrehungen. Drei seiner Schüler erlangten die Erleuchtung, doch der Rest verstand einfach nicht, was der Abt wollte oder meinte, und man tat, was einem passte oder gerade einfiel. Einige sind freilich der Ansicht, gerade dies sei die Blütezeit des Klosters gewesen.

### **Konsequenz**

Der hundertdreiunddreißigste Abt schwieg, da nach seiner Ansicht überhaupt nichts existierte.

### **Was ist und was geschieht**

Der hundertvierunddreißigste Abt stellte die Ordnung im Kloster wieder her, indem er auf den Entwicklungsstand der Schüler Rücksicht nahm.

„Sage nicht: ‚Ich bin‘, sondern: ‚Ich geschehe‘, so wirst du der Wahrheit näher kommen. Sage nicht: ‚Hier ist ein Apfel‘, sondern:

„Hier geschieht ein Apfel“, ganz, wie du sagen würdest: „Hier geschieht eine gute Tat“, oder: „Hier geschieht ein Mord“. *Ein Apfel*, ist nichts prinzipiell anderes als, sagen wir, *eine Überraschung* oder *ein Autounfall* oder *eine Geburt*. Was wir für Dinge halten, sind Ereignisse. Unser Irrtum kommt daher, dass diese Ereignisse langsamer vor sich gehen als andere. Solange wir die Reife nicht haben, hilft es uns, uns in der Welt zurechtzufinden, dass wir zwischen verschiedenen „Dingen“ unterscheiden. Doch gilt es einzusehen, dass der Begriff vom „Ding“ der Wahrheit nicht gerecht wird. Ihr mögt die Unterscheidung für eine Spitzfindigkeit halten. Doch sind mit dem Begriff „Ding“ noch andere fehlerhafte Begriffe verbunden, die uns in die Irre führen. Viele meinen, sie könnten Dinge „haben“. Dass man einen Vorgang nicht „haben“ kann, ist viel leichter einzusehen. Wie willst du einen Tanz „haben“? Du tanzt, *das* geschieht. Man sagt zwar: „Ich hatte einen Unfall“, doch kann jeder leicht einsehen, wie unsinnig das ist. Ebenso, wenn du die „Dinge“ als Vorgänge erkennst, wird dir klar, was es mit den sogenannten „Eigenschaften“ auf sich hat. „Ist ein Apfel süß, der nicht gegessen wird?“ fragte der fünfzehnte Abt einst. Ich würde nicht sagen, dass er süß ist. Zur Not könnte man von einem Apfel, der nicht gegessen wird, sagen, dass er Zucker enthält. „Süß“ aber ist ein Erlebnis, das dir geschieht, wenn du einen Apfel isst. Was dabei geschieht, ist einfach, dass der Tanz des Apfels - oder der Tanz des Zuckers im Tanz des Apfels - den Tanz deiner Zunge durchdringt, beeinflusst, verändert, beziehungsweise den Tanz deiner Geschmacksnerven,

deiner Gehirnzellen, den gesamten Tanz, den du „ich“ nennst. „Süß“ ist keine „Eigenschaft“, die der Apfel „hat“, sondern das Verschmelzen zweier Vorgänge, zweier Tänze, von denen wir den einen „Apfel“ nennen und den anderen „Mensch“. Der Blitz fährt in einen Baum. Der Baum beginnt zu brennen. Der Regen löscht den Brand. Wir können das drei Vorgänge nennen, um uns zu verständigen. Wir können aber auch leicht einsehen, dass es sich um *einen* Vorgang handelt. Von Vorgängen sind wir gewohnt zu akzeptieren, dass sie ineinander übergehen, miteinander verschmelzen. Von Dingen glauben wir, dass sie getrennt bleiben, starr sind. Wenn wir lernen, die Dinge als Vorgänge zu betrachten, werden wir leichter erkennen, wie sie ineinander übergehen, miteinander verschmelzen. Wir werden sehen, dass die Welt, das All, ein Einziges ist, ein einziger Vorgang.“

## Das Nichtseiende

Li Guo sagte:

„Die Ansicht des hundertdreißigsten Abtes - nämlich, dass nichts existiert - kann ich nicht ganz teilen. Sie ist aber auch nicht ganz falsch. Meine Ansicht ist, dass nur sehr wenig existiert. Im Vergleich zu all dem, was nicht existiert, ist das wenige, das existiert, eine vernachlässigbare Größe. Freilich ist die Existenz ein Fluch, von dem nur die Nichtexistenz erlösen wird. Doch ist das Problem im Großen und Ganzen ja schon gelöst.“

Kleider und allerhand Hausrat aus edlem Material und mit großer Handfertigkeit. Solche Dinge waren sehr begehrt, und man beschenkte einander damit, um Wertschätzung und Freundschaft auszudrücken.

Von den Straßen ließen sie viele verfallen oder rissen sie weg, und sie blieben meist in ihren Dörfern. Auch das Fliegen ließen sie sein und brachen die Flughäfen ab. So wollten sie durch die Abgrenzung voneinander wieder eine Vielfalt von Sitten und Stilen entstehen lassen, nachdem auf der Erde seit langem nur noch eine einzige industriell gefertigte Kultur geherrscht hatte. Doch war es in vielen Gemeinschaften üblich, die jungen Menschen auf große Reisen zu schicken. Es waren aber diese Reisen viel beschwerlicher als im 20. und 21. Jahrhundert, denn sie reisten zu Fuß oder auch zu Pferd, und schon zwei Dörfer weiter war eins in der Fremde. Manche machten die große Reise noch einmal im Alter. Erst durch diese allgemeine Erschwerung, fanden sie, gewann das Reisen wieder Sinn. Schon im 20. Jahrhundert war für die Reichsten und Mächtigsten der Erdumfang auf die Länge einer Tagesreise geschrumpft. Die Seele, so sagten die Anhänger Carlottas, bemisst die Weite einer Reise nicht in Kilometern, sondern in Tagesreisen.

Sie benutzten Pferde, Esel, Kamele und andere Reit- und Zugtiere nicht aus Not, sondern weil sie fanden, dass der Umgang mit den Tieren die Menschen erfreut und beruhigt und vor vielen geistigen und seelischen Störungen bewahrt. Für Transporte, zu

nieren - der Weg zurück zum freien Jägerleben ist versperrt. Plötzlich erkennen sie, dass sie die Brücken hinter sich abgebrochen haben. Sie stecken in der Falle.

Irgendwann einmal später haben die Leute Autos erfunden. Auch nicht schlecht, so ein Auto. Man kommt schneller von A nach B. Hast du früher eine Stunde von zu Hause ins Büro gebraucht, fährst du jetzt ruckizucki in fünf Minuten. Was passiert? Plötzlich wohnen die Leute in der Vorstadt und die Büros sind in der City. Und der Weg zur Arbeit dauert noch immer eine Stunde.

Ich könnte noch stundenlang weiter erzählen. Zum Beispiel kam im 20. Jahrhundert das Fax auf. Jedem konntest du blitzschnell und billig jeden beliebigen Schrieb schicken. Nicht schlecht, sollte man meinen, die Leute kommen sich näher, Missverständnisse werden ausgeräumt, die Kommunikation blüht. Was ist passiert? Die Handelsfirmen haben sich darauf gestürzt und meterweise Werbung gefaxt. Kein Mensch hat mehr seine Faxe gelesen.

Kapiert ihr, was ich meine? Kaum erfindet einer eine Methode, irgendeinen Dreck, der die Gegend verpestet, sinnvoll zu recyceln, heißt es: Hurra, jetzt können wir den Dreck tonnenweise produzieren, er wird ja eh recycelt. Und es stinkt weiter.

Aber letztlich sind das alles kleine Fische. Ich sage euch: jeder größere Fortschritt wird letztlich dadurch aufgefressen, dass sich die Einwohnerschaft unseres kleinen Planeten gleich wieder fröhlich vermehrt, sobald es mehr zu essen gibt.

Damit irgendein Fortschritt auch wirklich das Leben erleichtern kann, was muss es da geben? Na? Richtig, Geburtenkontrolle.

Und wer kann die Geburtenkontrolle bewerkstelligen? Na? Ich meine, welches von den beiden Geschlechtern? Na also!

Und wer trägt also die Verantwortung für den Fortschritt der Menschheit? Na also!

Und wer muss deshalb die führende Rolle in der Gesellschaft...

Na, ihr wisst schon, was ich meine, also, guten Appetit, mein Mann wird für euch beten, tschüs.“

### **Die Reformen Pöpstin Carlottas**

„Das Eigenartige ist“, sagte Pöpol der Alte, „dass von Pöpstin Carlotta manchmal wie von einer Prophezeiung die Rede ist, und manchmal so, als hätte sie bereits gelebt. Manche sind fest davon überzeugt, dass sie in der Mitte des 21. Jahrhunderts erschienen sei und dreiunddreißig Jahre lang die Erde regiert habe, was natürlich völliger Unsinn ist. Nur Leute, die die Erde nie auch nur von weitem gesehen haben, können das glauben. Andere verstehen das so, dass Carlotta in einem Paralleluniversum existiert hat. Das kann ich nicht nachprüfen.

Es scheint aber Leute zu geben, die den Mythos von Carlotta gezielt weiterverbreiten. Manchmal, beim Durchfliegen eines abgelegenen Sektors, wo die Datenfunküberwachung nicht so gut funktioniert, kann man plötzlich ihre Pamphlete im Bordcomputer finden. Irgendwo habe ich doch noch so ein Ding.“

Pöpol fingerte an seinem Taschenterminal herum, bis die Worte: „Die Reformen Pöpstin Carlottas“ auf dem Bildschirm erschienen.

„Nach Carlottas Erscheinen stürzten sie auf der Erde alles um. Die großen Nordsüdkriege hatten die Staaten zerstört, und sie richteten keine neuen mehr auf. Statt dessen lebten sie in Stämmen zusammen. Die großen Städte bauten sie nur zum Teil wieder auf, die meisten siedelten in Dörfern. Denn es sollen nicht mehr unter einem Gesetz leben, so sagten sie, als auf einem Platz zusammenkommen und miteinander sprechen können. Von den Maschinen behielten sie nur die kleinsten und besten. Sie konnten alle Dinge, die sie brauchten, von Automaten erzeugen lassen. Sie richteten die Dinge so ein, dass es keinen Vorteil brachte, möglichst große Stückzahlen zu erzeugen, und so hatten sie auch keinen Anreiz, ihre Produkte quer über die Meere zu schicken. Fast alle Rohstoffe fanden sie in den Abfällen am Ort, denn das 20. und 21. Jahrhundert hatten die Stoffe, aus denen die Dinge gemacht werden, gleichmäßig über die Erde verteilt. Da mit den Dingen sich die Automaten befassten, konnten die Menschen sich miteinander befassen. Sie waren Ärztinnen und Gesundheitspfleger, Lehrerinnen und Kleinkinderbetreuer, Dichterinnen und Schauspieler, Physikerinnen und Mathematiker, Informatikerinnen und Tänzer, Bildhauerinnen und Psychologen und so fort. Auch das Handwerk blühte auf. Nicht aus Not, sondern aus Überfluss an Zeit und Schöpferkraft schuf man Möbel und Geschirr, Gewebe und

besaßen mehrere Gemeinden gemeinsam Fabriken zur Erzeugung von Robotergrundelementen. Auch Fragen wie die Verteilung der Wasservorkommen, der Abbau einiger seltener Bodenschätze, generell der Umgang mit den natürlichen Ressourcen, wurden von Vertretern der jeweils betroffenen Gemeinden beraten und beschlossen. Es gab also sehr wohl auch noch die einzelnen Gemeinden übergreifende Zusammenschlüsse. Doch unterschieden sie sich von „Staaten“ in zweierlei Hinsicht. Erstens lag die Entscheidungshoheit immer bei den Gemeinden und nicht bei Vertretungskörperschaften. Deren Beschlüsse hatten also erst Geltung, wenn sie von den Gemeinden bestätigt waren. Zweitens betrafen die Zusammenschlüsse je nach Sachgebiet ganz unterschiedliche Gemeinden. So wurde die Wasserversorgung etwa von den Gemeinden im Einzugsgebiet eines bestimmten Flusses geregelt, während die Holzversorgung von den Gemeinden geregelt wurde, die von einem bestimmten Waldgebiet abhängig waren.

Während sie sehr zurückhaltend waren, was Reisen von Personen und den Austausch und Transport von Gütern betraf, bauten sie gleichzeitig ein weltumspannendes Kommunikations- und Datennetz auf. Große und kleine Datenbanken konnten von der ganzen Welt aus erreicht werden. Terminals waren praktisch in jedem Haus und in jeder Wohnung. Die Eingabe in das Kommunikations- und Datennetz, das einfach nur „Das Netz“ genannt wurde, unterlag gewissen Regeln und Einschränkungen, während das Abrufen von Daten prinzipiell frei war. Von dieser

denen sich Lasttiere oder Fuhrwerke nicht eignen, hatten sie zumeist unterirdische Bahnen angelegt.

Das Geld hatten sie abgeschafft. Da ihre Automaten alles Gewünschte mit geringem Aufwand menschlicher Arbeit zur Verfügung stellten, konnte jeder, der etwas brauchte, einfach hingehen und es sich holen. Um nur ein Beispiel anzuführen: wer ein Kleidungsstück brauchte, konnte zur örtlichen Schneiderei gehen. Dort saß meist ein netter Junge, der das Programm bedienen konnte, an einem Terminal. Mit einem elektronischen „Maßband“ wurde der Körper des zu bekleidenden Menschenkindes vermessen. Dann wurden auf dem Bildschirm verschiedene Grundmodelle des Kleidungsstückes gezeigt. Am gewünschten Modell konnten beliebige Änderungen im Schnitt und in der Fassung vorgenommen werden. Das zu verwendende Material wurde eingegeben, ebenso Farbe und Muster. Nach diesen Angaben wurde das Kleidungsstück von der Maschine in kürzester Zeit hergestellt. Das Programm hatte eine derart benutzerfreundliche Oberfläche, dass der nette Junge oder das nette Mädchen am Bildschirm eigentlich gar nicht nötig war. Zur Not konnte die Kundschaft auch allein das Programm bedienen, da alle nötigen Schritte auf dem Bildschirm erklärt wurden. Die netten Kids waren eher aus dem Grund anwesend, weil sie stets mit allerhand Ideen schwanger gingen, das Programm noch zu verbessern. Hatte der Bildschirm bis jetzt ein Standfoto der zu kleidenden Person mit dem darüber gelegten Wunschkleidungsstück gezeigt, so setzten die Kids vielleicht ihren

Ehrgeiz darein, das Programm mit einer Fernsehkamera zu verbinden und bewegte Aufnahmen der „Kundschaft“ mit einer bewegten Simulation des zu entwerfenden Kleidungsstückes zu verbinden. Viel Kreativität wurde zum Beispiel darauf verwendet, einen naturgetreuen Faltenwurf zu simulieren, und zwar abhängig von den Eigenschaften des gewählten Materials.

Dieses Beispiel soll hier nur angeführt werden, damit man sieht, welche Art von Technologie sie bevorzugten.

Da sie nicht bestrebt waren, in möglichst großem Maßstab möglichst viele gleichartige Produkte zu erzeugen - was das 20. und 21. Jahrhundert „rationell produzieren“ nannten - waren sie nicht genötigt, die Produkte *eines* Werkes (oder Konzerns) über weite Gebiete des Erdballs zu verteilen (oder, wie es bei uns heute der Fall ist, über weite Teile der Galaxis). Sie brauchten daher weder die weltumspannenden Transportmittel, noch benötigten sie die Zusammenfassung großer Gebiete mit einheitlichem Verkehrs-, Rechts- und Wirtschaftssystem, die sogenannten Staaten. Dies: die Unabhängigkeit der Gemeinden von größeren Zusammenschlüssen, war für sie der Hauptgrund, ihre Produktion, Rohstoff- und Energieversorgung möglichst lokal zu organisieren.

War zwar das Geld praktisch auf der ganzen Erde abgeschafft - vereinzelt wurde es noch für den Austausch zwischen den Gemeinschaften verwendet - und waren die Maschinen, Grund und Boden jeweils gemeinsames Eigentum der Gemeinschaften, so gab es doch in vielen Gemeinschaften gewisse Unterschiede

im Besitz. Zwar wurden alle Mitglieder der Gemeinschaft nach Bedarf mit hochwertigen Nahrungsmitteln, Kleidern, Wohnungen, Bildungs- und Kulturmöglichkeiten, Gesundheitseinrichtungen und so weiter versorgt. Doch galt in vielen Gemeinschaften der Besitz von handwerklich erzeugten Produkten als besonders erstrebenswert. Auf solche aber gab es kein Anrecht, da das Handwerk nicht von der Gemeinschaft, sondern von den einzelnen Menschen betrieben wurde. Handwerksgegenstände konnte eins nur geschenkt bekommen. Als Zeichen der Liebe, Freundschaft oder Anerkennung von Verdiensten. So konnte es vorkommen, dass beliebte oder verdienstvolle Menschen reicher an Handwerksprodukten waren als andere, die in diesem Sinne „arm“ waren. Diese Armut mochte manch eins als kränkend empfinden, doch wurde eins dadurch nicht in seiner Gesundheit, seinen Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten behindert. Im Gegenteil mochten manche diese äußeren Zeichen der Anerkennung als Ansporn ansehen, sich mehr für die Gemeinschaft einzusetzen, während andere, die für sich sein wollten, diesen Ehrengeschenken gegenüber gleichgültig bleiben mochten. In anderen Gemeinschaften freilich galten solche Ungleichheiten als nicht förderlich, und die meisten Wesen in diesen Gemeinschaften bemühten sich, die materiellen Zeichen ihrer Gunst auf möglichst alle gleichmäßig zu verteilen.

Angelegenheiten, die größere Gebiete betrafen, wurden von den betreffenden Gemeinden gemeinsam behandelt. Zum Beispiel

sein, eine Zeit lang nach dem Vorbild der alten Stämme zu leben. Dazu wäre es freilich nötig, ein bestimmtes Waldgebiet, über das mehrere Gemeinden verfügten, für die Kinderstämme zu reservieren und für Jagd und Fischfang etc. freizugeben. Der Antrag wurde also über das Netz an die betroffenen Gemeinden geleitet, zusammen mit Beiträgen über die vermutlichen psychologischen und sozialen Auswirkungen des Experiments auf die Kinder, mit Landkarten, Angaben über den Platzbedarf, Berechnungen über die ökologischen Auswirkungen und was an Unterlagen eben nötig erscheinen mochte. Wer immer sich dafür interessierte, konnte über das Netz alle relevanten Daten überprüfen, Meinungen von Fachleuten einholen, Simulationen des beantragten Vorgangs ablaufen lassen, eigene Meinungen als Diskussionsbeiträge eingeben und eventuell schon seine Pro- oder Kontrameinung in eine Datei eingeben, die einen Namen wie „Trendbarometer“ tragen mochte.

Der eigentliche Beschluss wurde aber in der Volksversammlung getroffen, in der in der Regel nur persönlich Anwesende stimmberechtigt waren. Einerseits sollte nur persönliches Engagement zur Mitentscheidung berechtigen. Zum Zweiten wurde die persönliche, emotionale Auseinandersetzung als unbedingt notwendiges Korrektiv zur sachlichen Auseinandersetzung gesehen. So konnte es sein, dass in der digital geführten Debatte die Mehrzahl der sachlichen Gründe gegen das „Stammesprojekt“ sprach. In der Volksversammlung mochte aber die sichtbare Vorfriede der Kinder den Ausschlag geben,

freien Zugänglichkeit ausgenommen waren nur private Mailboxen, die manchmal durch einfache Codes geschützt waren, oft aber auch nur durch das Aufleuchten eines Signals, das „Achtung, privat!“ bedeutete. Wissenschaftliche Datenbanken, die „Akten“ und „Protokolle“ der Gemeinden und Gemeindezusammenschlüsse, die Produktionsdaten der Wirtschaftsbetriebe - all das wollten sie offen und für ein jedes einsehbar haben. Denn sie waren der Ansicht, dass Demokratie auf Information beruht. „Betriebsgeheimnisse“ gab es ebenso wenig wie Patente auf Erfindungen oder Monopole auf Produktionsverfahren. Daten in die jeweiligen Datenbanken *eingeben* durften natürlich nur die jeweils dazu berechtigten Personen.

Sie entwickelten verschiedene Algorithmen, um wesentliche Informationen zu verbreiten und unwesentliche auszublenden. Wollte beispielsweise eine Psychologin eine bestimmte Fallstudie veröffentlichen, so gab sie diese Studie in das Netz ein. Sie konnte sie zum Beispiel direkt an das „Schwarze Brett“ ihrer lokalen Psychologenvereinigung senden und auch an das „Schwarze Brett“ ihrer Gemeinde. Gleichzeitig gab die Verfasserin eine oder mehrere Zieldatenbanken an, in denen sie ihre Studie letztendlich veröffentlicht sehen wollte. Ein jedes, das die Studie las, konnte diese nun mit Empfehlungspunkten versehen, je nachdem, wie eins die Wichtigkeit der Studie einschätzte. Auf Grund der Empfehlungspunkte stieg sie automatisch in jeweils übergeordnete Verzeichnisse auf und wurde so immer leichter für einen großen Leserkreis zugänglich. Auch die Leser konnten

weitere Zieldatenbanken bzw. Verzeichnisse angeben, in denen sie die Studie gerne veröffentlicht gesehen hätten. Im Prinzip war die Studie, sobald sie einmal im Netz war, für ein jedes auf der ganzen Erde zugänglich. Wer Lust hatte, konnte das Schwarze Brett irgendeiner beliebigen Gemeinde oder Institution auf der ganzen Erde anwählen und darin schmökern. Es gab auch Scouts, die systematisch nach unbeachteten, unterbewerteten Informationen suchten und danach trachteten, solche, die sie für wichtig hielten, höher zu stufen oder in andere Kanäle zu leiten. Das Netz verfügte über eine Unzahl von solchen Kanälen, in denen die unterschiedlichsten Informationen strömten. Es gab Kanäle für die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ebenso wie für Informationen über gesellschaftliche Erscheinungen, über Moden oder sportliche Leistungen, und es gab beispielsweise auch Kanäle für Kunstwerke. Erzählungen, Gedichte oder die sogenannten Adventures - eine Kunstform, die aus den Computerspielen der Frühzeit hervorgegangen war - konnten ebenso ins Netz eingegeben werden, wie digitalisierte Musikaufnahmen, Grafiken oder Videos von - sagen wir - Tanzvorführungen. Die Ströme all dieser Daten wurden nach ähnlichen Bewertungssystemen gelenkt.

Da neben den Bewertungspunkten ja auch Zielverzeichnisse eingegeben wurden, bewegten sich die Informationen nicht nur von der Basis nach oben in Richtung der globalen Datenbanken, sondern auch horizontal in Kanäle für Spezialisten oder Liebhaber.

Wer wollte, konnte sich also selbständig im Netz bewegen, um Informationen zu suchen. Man konnte sich aber auch der vielen Infodienste bedienen, die ähnlich wie früher die Zeitschriften über einen Redaktionsstab verfügten, der Informationen auswählte und zusammenstellte. Auch gab es für den persönlichen Gebrauch Suchprogramme, die nach den Kriterien, die man ihnen eingab, ständig automatisch nach Informationen suchten.

*Das Netz* wurde so tatsächlich zum „Gehirn der Welt“. Es war aber nicht der berühmte, aus der antiken „Science Fiction“ bekannte Weltregierungscomputer, sondern ein Gehirn, das die vielen Milliarden Einzelwesen zur „Menschheit“ zusammenzuschließen begann.

Die Debatten über Angelegenheiten der Gemeinden oder der Zusammenschlüsse wurden natürlich ebenfalls über das Netz geführt. Die als Argument für bestimmte Entscheidungen angeführten Daten konnte ein jedes leicht mit Hilfe von bestimmten Suchalgorithmen überprüfen bzw. vom Netz überprüfen lassen.

Doch obwohl das Netz intensiv genutzt wurde, um Entscheidungsfindungen zu erleichtern, war es in den meisten Gemeinden üblich, in regelmäßigen Abständen - etwa wöchentlich, zweiwöchentlich oder monatlich - auf einem öffentlichen Platz zusammenzukommen und zu den anstehenden Fragen Beschlüsse zu fassen. In einer bestimmten Gemeinde mochte zum Beispiel unter den Kindern der Wunsch aufgetaucht

Andererseits werden aber auch die, die sich um die Probleme der Menschheit kümmern, weil sie mit ihren *eigenen* nicht fertig werden, kaum die Retter der Menschheit werden.

Wer also wird es tun?

## Der Bogen

Der 23. Abt liebte es, an die Erfindung des Bogens zu erinnern: „Wie mögen wohl Pfeil und Bogen erfunden worden sein? Saß da ein Jäger und überlegte: ‚Wie kann ich eine Waffe bauen, die weiter reicht als mein Speer? Könnte eine Maschine meinen Speer an meiner Statt werfen?‘ Wohl kaum. Wie sollte er auf die Idee kommen, dass es Maschinen geben könnte? Ist es nicht viel einfacher, sich vorzustellen, dass der Bogen schon da war? Ist der Bogen einmal da, kann jedes spielende Kind seine Schnellkraft entdecken. Warum aber sollte man einen Bogen machen, wenn nicht, um Pfeile damit zu verschießen? Ich will es euch sagen: Weil man entdeckt hatte, dass eine gespannte Saite brummt. Das konnte man schon beim verarbeiten der Därme erlegter Tiere zu Nähmaterial entdecken. Bevor er benutzt wurde, um Pfeile zu verschießen, war der Bogen ein Musikinstrument!“ Bei diesem Satz pflegte der Abt triumphierend zu lächeln, als ob er gerade etwas Wichtiges bewiesen hätte.

dem Projekt doch zuzustimmen. Die Möglichkeit zu solchen „unsachlichen“ Entscheidungen wurde von vielen Gemeinden als besonders wichtig angesehen.

Während die bisher geschilderten Einstellungen und Bräuche im großen und ganzen auf der ganzen Welt Geltung hatten, entwickelten sich sehr große kulturelle Unterschiede nicht nur zwischen den Kontinenten, sondern sogar zwischen Nachbargemeinden. Das lag auch daran, dass zu dieser Zeit viele Menschen Lust an sozialen Experimenten hatten. Es gab sehr strenge, nach klösterlichen Grundsätzen lebende Gemeinden, die ihr Leben gewissen spirituellen Zielen weihten, ebenso wie geradezu hedonistische, der irdischen Lebenslust zugewandte. Manche Gemeinden waren als Künstlergemeinschaften bekannt, in denen traditionell etwa der Chorgesang oder die Holzschnitzerei, das Glasperlenspiel oder das Laserballett gepflegt wurden.

Auch Universitäten und Forschungszentren organisierten sich als unabhängige Gemeinden. Es gab Siedlungen von Chemiefreaks, es gab Physikerklaven. Besonders berühmt waren die Siedlungen der Mathematiker, die aus irgendwelchen Gründen besonders gern in alpinen Gegenden mit vielfältigen Wintersportmöglichkeiten angelegt wurden. Eine große Anzahl von Wissenschaftlern lebte aber auch in ganz durchschnittlichen Gemeinschaften und kommunizierte mit der globalen Wissenschaftsgemeinde über das Netz.

Manche Gemeinden praktizierten alte Stammesriten wie Initiationszeremonien und Fruchtbarkeitskulte. Gerade naturwissenschaftlich ausgerichtete Gemeinschaften tendierten dazu, ihre einseitig auf die Materie ausgerichtete Denk- und Fühlweise dadurch etwas auszugleichen.

Obwohl die Naturwissenschaften zu jener Zeit bedeutende Fortschritte machten, konnte sich ihr Entwicklungstempo in keiner Weise mit der Geschwindigkeit messen, in der die Humanwissenschaften sich weiter entwickelten. Insbesondere Psychologie, Soziologie und Pädagogik blühten. Allerdings wurden diese Wissenszweige zu jener Zeit nicht sosehr als Wissenschaften wie als Künste betrachtet. Man wollte damit betonen, dass gerade in diesen Bereichen menschlichen Forschens und Tätigseins neben dem begrifflichen Erfassen und Verarbeiten der Welt auch das außerbegriffliche Wahrnehmen und Kommunizieren eine bedeutende Rolle spielt, wie es ja auch in den schönen Künsten der Fall ist.

Auch die Medizin blühte und wurde ebenfalls zu den Künsten gerechnet, weil auch auf diesem Gebiet dem Erfühlen und Einfühlen große Bedeutung beigemessen wurde. Die Wissenschaft von der Heilung der Krankheiten entwickelte sich immer mehr zur Kunst der Gesunderhaltung und Gesundheitsförderung, und zwar der Erhaltung und Förderung der seelischen, geistigen und körperlichen Gesundheit. Die Mediziner jener Zeit befassten sich mit dem Entwickeln von Kochrezepten ebenso wie dem Bau von Häusern und Möbeln und der Anlage

von Siedlungen, mit Kleiderstoffen und Straßenbelägen, mit dem Entwerfen von Sportgeräten ebenso wie dem Design von Lautsprechern oder Computerbildschirmen. Aber natürlich wurde auch die Heilung und Pflege der Kranken, die Pflege der Behinderten und Alten mit großer Hingabe betrieben. Da die Menschen von dem Zwang, Dinge zu erzeugen, fast völlig befreit waren, wurde die Fürsorge für Menschen zu einem der Hauptbetätigungszweige.

Noch viel gäbe es über das Zeitalter von Päpstin Carlotta zu sagen. Zusammenfassend lässt sich aber vielleicht sagen, dass ihnen Geschichte nicht mehr passierte, sondern die Menschenwesen sie selber machten.

### **Die Verdammten dieser Erde**

Der 44. Abt sagte:

Diese Welt ist sehr unglücklich. Sie braucht Veränderung. Früher glaubte ich, die Unglücklichen werden die Welt verändern. Aber vielleicht können nur glückliche Menschen die Welt verändern. Freilich kann ich mir nicht vorstellen, dass Leute, die von einer Selbsterfahrungsgruppe zur anderen gehen, die großen Weltveränderer von morgen sein werden, Leute, die sagen: „Zuerst muss ich mit mir selbst ins Reine kommen, dann kann ich mich erst um die Probleme der Menschheit kümmern.“

Während Publikum und Kritiker sich in Vermutungen ergingen, behauptete der Künstler manchmal im Gespräch, der Marmorblock sei eigentlich sein wichtigstes Werk. Er erklärte das so: „Es gibt einen Ausspruch von Henry Moore, der Ihnen das vielleicht ein bisschen erklärt. Auf die Frage einer Dame, wie denn seine Skulpturen entstünden, soll er gesagt haben: ‚Ganz einfach, gnädige Frau: Ich nehme einen großen Stein und klopfe alles Überflüssige davon weg.‘ Das ist ein Witz, aber es ist doch etwas daran. Sehen Sie, der tanzende Buddha, er ist in dem Stein. Und wenn ich alles andere, was nicht der Buddha ist, wegstreifen würde, dann könnten Sie ihn sehen.

Freilich ist er nicht bloß einmal drin. Er ist da drin, wie er gelöst dasteht, er ist drin, wie sich die Spannung in seiner Wade und seinen Fingerspitzen bildet, er ist drin, wie sich leicht seine Ferse hebt, seine Finger strecken, sein Knie und seine Ellenbogen noch oben zu schweben beginnen. Kurz, er ist drin in jeder Phase seines Tanzes. Würde ich ihn herausmeißeln, so würde ich ihn gleichzeitig fesseln, ihn einschließen in eine einzige, ewig starre Haltung. So aber ist er frei, er tanzt seinen Tanz, er tanzt unzählige verschiedene Tänze und beginnt in jedem Moment einen anderen, beginnt sie alle in jedem Moment, ist in jedem Moment in jeder Phase all seiner Tänze.

Und gleichzeitig ist hier auch die schlafende Nymphe. Würde ich sie herausholen, würde ich sie fesseln und den Buddha mittendurch schneiden. Aber ich lasse sie frei bleiben, dass sie atmen kann, ihre Brust sich heben und senken kann, sie lächeln

## Das Marmorbildnis

Zu der Zeit, als die meisten Bildhauer ihre Skulpturen aus elektronischen Bauteilen, Plastikrohren, Gips und Videomonitoren zusammenbauten, lebte in Portugal ein seltsamer Künstler, der Bilder von Menschen in Marmor meißelte und sich zum Ziel setzte, sie so lebenswahr wie nur möglich erscheinen zu lassen. Von der Kunstwelt wurde er jahrzehntelang links liegen gelassen, und doch sahen viele Leute täglich die Werke des Künstlers, denn er hatte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, die Vorbilder für eine besonders beliebte Serie von Schaufensterpuppen modelliert, und auch mehrere Grabsteinfirmen mit Entwürfen zu trauernden Engeln beliefert. Doch eines Tages, er hatte die Fünfzig schon überschritten, kam auch seine Stunde: Das internationale Publikum war der Moderne überdrüssig geworden, und über Nacht erzielten die Bildnisse des „neuen Phidias“, als den ihn die Kritik bald bezeichnete, astronomische Preise. Sein Werk aus über drei Jahrzehnten wurde in vielbesuchten Ausstellungen gezeigt, und in Wien, Paris und New York konnte sich die Menge nicht satt sehen an seinen zarten Jungmädchenkörpern, die sich genau an der Grenze von Schlaksigkeit und Lieblichkeit bewegten, an seinen jungen Athleten, die mit unmerklichem Humor als leicht ins Überzüchtete hineinspielend gezeichnet wurden. Lebhaftige Diskussionen löste seine „Mutter mit Kind“ aus, die nackt und etwas füllig auf einem Stuhl saß und ihr Kind, das an ihren schweren Brüsten saugte, mit einer rührend fürsorglichen und gleichzeitig

doch auf grauenhafte Art besitzergreifenden Geste festhielt. In einem Raum aber befand sich ein Zyklus, der bei fast allen Besuchern nur Schweigen auslöste. Der Raum war immer von vielstimmigem Schweigen erfüllt. Erschrockenem Schweigen, ergriffenem Schweigen, gelähmtem Schweigen, aber auch einem Schweigen, das völlig gelöst, ja befreit wirkte. Es war ein Zyklus „Sterbende Menschen“. Der Bildhauer schien besessen zu sein vom letzten Augenblick des menschlichen Lebens. Er versuchte, sich so nahe wie möglich an die Grenze zwischen Leben und Tod heranzutasten, an die letzte Zehntelsekunde, den letzten Lidschlag, den letzten Gefühlsblitz. Er schien alle Spielarten des Sterbens erforscht zu haben, vom Kind, das nicht wusste, dass es starb, bis zum von Granaten zerrissenen Soldaten. Er zeigte Hände, die nach dem Leben krallten, und Augen, die verzweifelt den Himmel nach einem Gott absuchten. Er zeigte müde Gesichter, die sich vom Leben abwandten wie von einem sinnlos gewordenen Schauspiel. Er zeigte hingebungsvoll dem Tod Entgegenstrebende und solche, die sich verbissen an ihre Überzeugung vom Fortleben nach dem Tode klammerten. Er zeigte qualvoll unter Schmerzen Sterbende und betäubt apathische, er zeigte ängstlich geduckte und krampfhaft mutig Sterbende und solche, deren einzige Sorge es zu sein schien, ob sie es auch richtig machten.

Und immer wieder war da auch der Versuch, ein leichte Sich-Auflösen zu zeigen, ein einfaches Dahinschwinden in vollkommenem Einverständnis mit der Vergänglichkeit von

Allem. Doch gerade diese Darstellungen waren es, die vielen Besuchern als etwas unter dem Niveau des übrigen stehend schienen. Als „nicht ganz so überzeugend“, wie es manche nach dem Verlassen des Saales formulierten.

Seltsam berührt waren die meisten Besucher, unter all den so ergreifend natürlichen Darstellungen einen gewaltigen unbehauenen Marmorblock zu finden, der durch Katalognummer und Titel als den anderen gleichberechtigtes „Werk“ des Künstlers ausgewiesen war. Der nichtssagende, stumme Block wurde von Lissabon nach Madrid, von Madrid nach Paris, von Paris nach München, von München nach Wien geschleppt. Er wurde dreimal übers Meer geschafft, und obwohl die übrigen Skulpturen mit dem Flugzeug transportiert wurden, konnte die New Yorker Ausstellung erst eröffnet werden, als das Schiff mit dem Klotz angelangt war. Die Aussteller fanden sich mit der teuren Marotte des Künstlers ab, weil sie sie immer noch nur einen Bruchteil des Gewinns kostete. Die Kritiker vermuteten eine Art höhnischen Seitenhieb auf die vorangegangenen abstrakteren Kunstrichtungen, während viele im Publikum den Marmorblock für ein Maskottchen des Künstlers hielten, das er aus Koketterie oder aus irgendeinem Aberglauben quer durch die Kontinente schleppen ließ.

Seltsam war, dass der Marmorblock an verschiedenen Ausstellungsorten verschiedene Titel trug. Einmal zum Beispiel hieß er „Tanzender Buddha“, dann wieder „Schlafende Nymphe“.

## Das Ziel

Bhin Dhu lehrte:

Die Welt, in die der Mensch gekommen ist, ist ein schwieriger Aufenthaltsort. Was den Menschen auszeichnet vor allen Tieren, ist, dass er nicht bloß sich an die Welt anpasst, sondern die Welt auch an sich. So strebt er danach, die Welt zu einem idealen Aufenthaltsort für sich zu machen, und dieses Streben hat ihn selbst wachsen lassen, hat seine Intelligenz und sein Gefühl zu immer weiteren Höhen entwickelt. So hat der Mensch sich nicht - wie die Tiere - angepasst an die Welt, wie sie ist, sondern an seine Aufgabe, die Welt zu verbessern.

Wenn der Mensch jedoch sein Ziel erreicht haben wird, wird sein Verfall beginnen, denn ein idealer Aufenthaltsort wird keine Anforderungen mehr an ihn stellen, und er wird zum Parasiten verkommen. Da der Mensch diese Falle erkennen kann, kann er erkennen, dass ein idealer Aufenthaltsort für ihn nicht ideal ist. Er muss also leben in der Erkenntnis, dass es für ihn notwendig ist, die Welt ständig zu verbessern, und sie doch nie zu vollenden. Sein Leben hängt davon ab, dass er ständig auf das Ziel zugeht, und es hängt ebenso davon ab, dass er es nie erreicht.

und sich wieder entspannen, ihre Hand zur Faust ballen und wieder lockern kann. Und gewiss erwacht sie auch, gewiss tanzt auch sie, und solange ich keins von beiden herausklopfe, können der Buddha und die Nymphe sich gegenseitig durchdringen, ohne voneinander zu wissen, und gleichzeitig auch einander begegnen und miteinander tanzen.

Dieser Block enthält nicht nur den Buddha und die Nymphe. Er enthält alle Bilder aller Menschen, die jemals gelebt haben und leben werden, und auch aller, die niemals gelebt haben und nie leben werden. Unzählige Welten sind in ihm gleichzeitig vorhanden, in jedem Augenblick beginnend, in jedem Augenblick vergehend.“

Die meisten, die ihn hörten, sagten dann freundlich lächelnd: „Die Figuren, die Sie aus dem Marmor herausgeklopft haben, sieht man halt besser als die, die Sie drin gelassen haben.“

Eines Tages aber war der Bildhauer verschwunden. Nach Aussage der Leute von der Wachgesellschaft war er am Abend, nach Torschluss, mit seinem eigenen Schlüssel in den Saal gegangen und nicht mehr herausgekommen.

An dem Block aber fand man einen neuen Titel: „Selbstbildnis des Künstlers“.

## Das Nichts

Meister Li Sinh erklärte:

So, wie der Marmorblock alle nur denkbaren Buddhas und Nymphen enthält, so enthält das Nichts alle möglichen Welten. Denkt euch ein *Etwas*, das in sich völlig unterschiedslos, strukturlos ist (im Gegensatz zum Marmorblock, der aus komplizierten Kristallen, Molekülen, Atomen, Elektronen, Quarks etc, jedenfalls aus einer endlichen Anzahl von Einheiten aufgebaut ist), und das keinerlei Begrenzungen aufweist, ein unendlich großes, strukturloses Etwas. Wäre es nicht durch nichts vom *Nichts* zu unterscheiden? *Etwas* entsteht durch Unterschiede, durch Grenzen. Die Grenzen, die das Nichts von sich selbst unterscheiden, sind genauso gut da wie nicht da. Im Nichts ist jede nur mögliche Grenze enthalten. So sind auch in ihm alle nur möglichen Welten enthalten, auch die sinnlosesten und abstrusesten.

## Die Schule des Schweigens

Einige sagen, das Kloster der Erleuchteten, von dem soviel erzählt wird, könne unmöglich das wahre Kloster der Erleuchteten sein. Es wird dort zuviel geschwätzt, meinen diese. Das wahre Kloster der Erleuchteten, sei die „Schule des Schweigens“.

Irgendwo gab es einst eine Schule, in der sie das Schweigen lehrten. Nicht das bedeutungsvolle Schweigen oder das hochmütige, nicht das listige Verschweigen, nicht das gekränkte

Schweigen oder das erschrockene Verstummen, nicht das demütige Schweigen oder das Maulhalten, nicht das verstockte und nicht das verlegene Schweigen und nicht das Schweigen dessen, der nichts zu sagen hat.

Sondern es wurde dort gelehrt das ruhige, heitere, sanftmütige Schweigen, das Schweigen, das sich nicht aufdrängt, das weder fragt noch ruft, das einfach *ist*. Eben das Schweigen.

Diese einfache, heitere Kunst war schwer zu erlernen, da sie aus dem Wissen kommt und aus der Gewissheit.

Auch war die Schule schwer zu finden, denn da sie die Schule des Schweigens war, annoncierte sie nicht und pries sich nicht an, war weder in öffentlichen noch in privaten Verzeichnissen eingetragen noch auf Landkarten verzeichnet.

Wer sie finden wollte, musste erst eine andere Kunst erlernen: die Kunst des Lauschens. Die Kunst, durch all das Getöse, durch all den Lärm, durch all die Geräusche, das Gebrumme, Gedrohne, Geknatter, Geschwätz, Geschrei, Geheul, Gekreisch, Gestöhne, Gekicher, Gegacker, Gefurze, Gerülpse, Gewieher, Geschnatter, Geplauder, Gehämmer, Geratter, Gesurre, Gesause und Gebrause - durch all das hindurch die Stille zu erlauschen, die um die Schule war.

Wer die Schule gefunden hatte, hatte den schwersten Teil des Kurses schon hinter sich.

Delphine .....	56
Der Knopf .....	56
Dichtung.....	57
Dichtung II .....	58
Der unwissende Abt .....	59
Die Menschheit .....	59
Die Zellen .....	60
Der Bericht des 44. Abtes .....	60
Denkmöglich .....	65
Die Landkarte .....	66
Mandragora und die Logik .....	68
Toleranz .....	70
Der Mann und sein Freund .....	71
Schade .....	72
Das Gespräch der drei.....	73
Die Macht des Magiers .....	74
Eine Theorie .....	81
Jedoch .....	82
Eden.....	82
Der Wolf.....	85
Die Amazonen .....	86
Die Rollen der Geschlechter .....	88
Die Amazonen II .....	89
Stau.....	90
Das Märchen vom Fortschritt .....	91
Das Kloster der Erleuchteten und die Frauen .....	96

## Inhalt

Der Sünder und der Heilige .....	7
Wo diese Geschichten erzählt wurden .....	11
Hüpfen .....	13
Rat für Liebende .....	16
Die Sprache der Tiere .....	17
Das Ich .....	18
Der Apfel .....	19
Das Buch des Wissens .....	19
Der Erleuchtete .....	21
Fernsehen .....	21
Entspannung .....	22
Das Seiende .....	22
Die Computer .....	27
Die Zeit .....	28
Zeitreisen .....	29
Die Tränen .....	38
Die Säulen .....	39
Der reuige Schüler .....	40
Der Teich .....	42
Die Tiere .....	45
Die zweite Erde .....	47
Rabbi Leibs Einwand .....	48
Die Epidemie .....	49
Das Spiel .....	52
Die Brücke .....	54

Eine andere Legende .....	96
Big Mama .....	97
Die Schenkel .....	98
Der Antichrist .....	99
Die Liebe auf fremden Planeten .....	104
Die Kästchen .....	115
Die Kästchen II .....	116
Die Kästchen III .....	116
Die Strabonen .....	117
Die Knöpfchen .....	122
Päpstin Carlottas erstes Dekret .....	122
Das Reich des Geistes .....	124
Carlottas zweites Dekret .....	124
Carlottas drittes Dekret .....	125
Die Autoindustrie .....	125
Grenzen des Fortschritts .....	125
Büstenhalter .....	126
Das Ich .....	126
Das Paradoxon .....	130
Pygmalion .....	138
Das Geld .....	146
Das Geld II .....	147
Bao Dös Lehre von der Grundlosigkeit .....	151
Regentropfen .....	156
Das Unbenennbare .....	156
Bemerkung zu einem berühmten Schluss-Satz .....	160

Die Unschuld .....	160
Verben .....	160
Konsequenz .....	161
Was ist und was geschieht .....	161
Das Nichtseiende .....	163
Carlottas Predigt vom Fortschritt .....	164
Die Reformen Päpstin Carlottas .....	166
Die Verdammten dieser Erde .....	179
Der Bogen .....	180
Das Marmorbildnis .....	181
Das Nichts .....	186
Die Schule des Schweigens .....	186
Das Ziel .....	188